

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Brasilien

vom 10. September bis zum 22. Oktober 2017

Quilombos: Unsichtbare Dörfer

Von Christina Weise

Brasilien, vom 10. September bis zum 22. Oktober 2017



Inhalt

1. Zur Person
2. Brasilien: Größter Sklavenmarkt der Welt
3. Quilombos: Vermeintliche Freiheit
 - 3.1 Unser Land ist unser Leben
 - 3.2 Für und wider die Natur
 - 3.3 Meine Quilombo-Zeit
4. São Paulo: Vergessene Region Vale do Ribeira
 - 4.1 Porto Velho: Ohne Wasser, ohne Zukunft
 - 4.2 Ivaporunduva: Quilombo-Tourismus
 - 4.3 Nilton: Kein Interesse
5. Pará: Quilombos in Amazonien
 - 5.1 Boa Vista: Im Schatten der Mine
 - 5.2 Mãe Domingas: Alleingelassen
6. Minas Gerais: Der urbane Quilombo Pinhões
 - 6.1 Maria Helena: Das Erbe der Frauen
 - 6.2 Edson: Kampf um Capoeira
7. Ausblick
8. Dank

1. Zur Person

Nach dem Abitur reiste ich zum ersten Mal nach Brasilien. Ein Jahr wohnte und arbeitete ich zusammen mit Nachfahren entflohener Sklaven in einer der ärmsten Regionen im Bundesstaat São Paulo, mitten im Urwald. Damals war ich freie Mitarbeiterin einer Lokalzeitung und hatte die Möglichkeit über meinen Aufenthalt zu berichten. Dabei merkte ich, wie wichtig es ist, Öffentlichkeit für diejenigen zu schaffen, die sonst nicht im Mittelpunkt stehen und keine Stimme haben.

Journalistisch begann mein Weg zwar klassisch in Lokalredaktionen, doch schnell nahm ich bei jeder Gelegenheit eine Abzweigung Richtung Ausland. Mein Volontariat beim Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat ermöglichte mir Auslandsaufenthalte und das Kennenlernen der anderen Seite, die einer NGO. Ich arbeite und arbeitete in Redaktionen im Ausland, wie dem ZDF-Studio in Rio de Janeiro, oder in solchen in Deutschland, die eine internationale Ausrichtung haben, wie die brasilianische Redaktion der Deutschen Welle oder Cosmo im WDR.

Trotz einiger beruflicher Brasilien-Aufenthalte ergab sich bisher keine Gelegenheit, weiter über die Menschen in den Urwäldern zu recherchieren und zu berichten. Ich danke Ute Maria Kilian und der Heinz-Kühn-Stiftung, dass ich zu diesem spannenden Zeitpunkt in der brasilianischen Geschichte tiefer in ein Thema eintauchen konnte, das mir schon lange am Herzen liegt.

2. Größter Sklavenmarkt der Welt

Die Rolle der Sklaverei gehört zu den dunklen Kapiteln der brasilianischen Geschichte. Lange wurde der Menschenhandel verharmlost und Brasilien als sogenannte „Rassendemokratie“ dargestellt. Die brasilianische Sklaverei wurde als humanes Gegenstück zu der in den US-Südstaaten beschrieben, da die portugiesischen Kolonialherren angeblich zu entspannt gewesen seien, um einen effizienten Menschenhandel zu organisieren. Das Gegenteil war der Fall.

Alles begann mit dem Brasilholz, das dem Land seinen Namen gab, und ging dann in den Anbau von Zuckerrohr über. Weil in Brasilien Arbeiter fehlten, gingen die Portugiesen in Afrika auf Sklavenjagd. Die Indigenen leisteten zwar keinen großen Widerstand, waren aber als Arbeitssklaven ungeeignet und auch nicht in Hochkulturen organisiert, wie die Inkas, Mayas und Azteken in den spanischen Kolonien, sondern lebten verstreut als Jäger und Sammler.

1538 kam die erste Schiffsladung afrikanischer Sklaven nach Brasilien. In

Afrika, zuerst in Guinea, dann im Kongo und in Angola, verbündeten sich die Portugiesen mit den dortigen Herrschern. Der sogenannte „Dreieckshandel“ entstand: An der afrikanischen Küste tauschten die Portugiesen billige Produkte gegen Sklaven, diese verschifften sie nach Amerika und erwarben dort dafür Rohstoffe. Die brachten sie wiederum nach Lissabon, wo sie die Ware zu Höchstpreisen verkauften. Geld legten die Portugiesen nicht aus: Zahlungsmittel war der Sklave. Zwischen dem 16. und dem 19. Jahrhundert wurden mehr als fünf Millionen Afrikaner nach Brasilien verschleppt. Das Land war der größte Sklavenmarkt der Welt.

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts erwies sich der Menschenhandel zunehmend als Belastung. Die Engländer, die nach den Erfolgen der Industriellen Revolution in ihren Kolonien 1833 die Sklavenarbeit abgeschafft hatten, machten Druck auf Brasilien. Am 13. Mai 1888 unterzeichnete schließlich Prinzessin Isabel, die Tochter des brasilianischen Kaisers Dom Pedro, das Gesetz zur Aufhebung der Sklaverei. In keinem amerikanischen Land wurde sie länger ausgeübt.

Es folgten allerdings keine besseren Lebensbedingungen für ehemalige Sklaven, da nichts zu ihrer Integration unternommen wurde. Viele freie Sklaven zogen auf der Suche nach Arbeit in die Städte, die ersten Elendsviertel entstanden. Die ehemaligen Sklaven wurden mit massiven Rassenurteilen konfrontiert und mussten auf dem Arbeitsmarkt mit den meist besserqualifizierten Europäern konkurrieren, die damals zu Zehntausenden vor Hunger, Krieg und Elend nach Brasilien flüchteten.

Das mit der Sklaverei verbundene Trauma prägt Brasiliens Gesellschaft bis heute: Rassismus, Elend, Gewalt und soziale Diskriminierung wurzeln zum großen Teil in der Sklavengesellschaft der Vergangenheit. Die brasilianische Gesellschaft ist bis heute unübersehbar hierarchisch geprägt.

Großfarmen, Fazendas genannt, bestimmen die Wirtschafts- und Sozialstruktur in Brasilien. Die sozialen Verhältnisse auf dem Land haben sich wenig verändert. Vor allem im Norden und Nordosten agieren Großgrundbesitzer wie Herrscher, viele haben gute politische Beziehungen oder sind selbst Politiker. Immer wieder werden auf den Farmen, auch auf denen bekannter Politiker, Arbeiter in sklavenähnlichen Bedingungen entdeckt. Ihr Lohn reicht kaum zum Überleben, sie leben in menschenunwürdigen Behausungen. In den vergangenen 20 Jahren sind fast 50.000 Menschen von Kontrolleuren des Arbeitsministeriums oder der Polizei aus sklavenähnlichen Situationen befreit worden. Die mit Abstand meisten Fälle kommen im nördlichen Amazonasstaat Pará vor. Die Eigentümer bekommen hohe Geldstrafen, selten zahlen sie diese. Wer Geld und Einfluss hat, findet in Brasilien immer einen Ausweg.

Gut ein Drittel aller Brasilianer haben afrikanische Vorfahren, mehr als

die Hälfte der Brasilianer sind dunkelhäutig. Doch in der aktuellen Regierung sitzen ausschließlich weiße Männer und nur 18 Prozent der wichtigen Positionen in Unternehmen, Justiz und Kongress sind mit Schwarzen besetzt.

2015 wurde vom Bundesrat der Brasilianischen Rechtsanwaltskammer OAB (Conselho Federal da Ordem dos Advogados no Brasil) eine Wahrheitskommission gegründet, die sich mit der Sklaverei der Kolonialzeit und der aktuellen Zeit beschäftigen soll. Diese Kommission veröffentlicht ab und zu erschreckende Berichte, tritt ansonsten aber wenig in Erscheinung.

Am 16. Oktober 2017 veröffentlichte Arbeitsminister Ronaldo Nogueira einen Erlass, der die Verfolgung von Sklavenarbeit im Land erheblich reduzieren sollte. Damit wurde ein langjähriger Wunsch der Großgrundbesitzer endlich in die Tat umgesetzt. Zwangsarbeit sei zukünftig nur noch als jene Bedingung zu definieren, die das Recht von Betroffenen auf ein „freies Kommen und Gehen“ verletze. Der Zwangscharakter müsse klar nachgewiesen werden und zwar von dem Opfer durch Anzeige bei der Polizei, die allerdings oft durch Freundschaft oder Machtstrukturen mit den Großgrundbesitzern verbunden ist. Als würden ausbeuterisches Arbeitspensum und menschenunwürdige Arbeitsbedingungen nicht schon als Zwangsverhältnis gelten. Außerdem ist Sklavenarbeit in Artikel 149 des brasilianischen Strafgesetzbuchs mit diesen Begriffen definiert. Die bisherigen Bestimmungen wie Schuldknechtschaft, Erschöpfung durch lange Arbeitszeiten und erniedrigende Arbeitsbedingungen wie unhygienische Wohn- und Arbeitsverhältnisse sollen nicht mehr als sklavenähnliche Zustände verfolgt werden. Noch im Jahr 2016 wurden 885 Menschen aus sklavenähnlichen Verhältnissen befreit, 2007 waren es 6.000. Geht die Sklaverei zurück oder werden die Kontrollen weniger?

Zuvor hatte die Regierung unter Michel Temer versucht, die sogenannte „Schmutzige Liste“ (lista suja) in Zukunft vom Arbeitsministerium und damit durch Kreise der Großgrundbesitzer und nicht mehr durch eine unabhängige Kommission zu erstellen. Seit 2003 werden auf dieser Liste Unternehmen veröffentlicht, bei denen Menschen aus sklavenähnlicher Arbeit befreit wurden. Mit 132 Namen wurde die Liste geschlossen, um die Firmen vor der Öffentlichkeit zu schützen. Die entsprechende Anordnung erließ der Präsident kurz bevor das Abgeordnetenhaus Ende Oktober 2017 über einen Antrag zu seiner Suspendierung abstimmte, in dem ihm Korruption, Bildung einer kriminellen Vereinigung und Behinderung der Justiz vorgeworfen wurde. Das Parlament bewahrte ihn erneut vor einem Strafprozess.

2.1 Quilombos: Vermeintliche Freiheit

Angesichts der großen Unkenntnis in der brasilianischen Gesellschaft über die Geschichte der Sklaverei, ist es nicht verwunderlich, dass viele Brasilianer sie nicht kennen: die Quilombos. Dörfer in denen noch heute direkte Nachfahren geflohener Sklaven leben. Ein weiterer Grund dafür ist, dass diese Siedlungen meist schwer zugänglich und isoliert im Wald liegen – eben dort, wo geflohene Sklaven sich einst versteckten.

Zu Beginn der Sklaverei in Brasilien waren Widerstandsversuche auf den Plantagen sehr schwierig. Dafür sorgten ein strenges Überwachungssystem und harte Strafen. Die häufigste Widerstandsform war der Selbstmord. Manchmal gelang einem Sklaven auch die Flucht, meist wurde er aber schnell wieder gefangen. Im Gegensatz zu indigenen Sklaven, die sich in ihren Stamm flüchten konnten, hatten die afrikanischen Sklaven wenig Aussicht in der Wildnis allein zu überleben.

Schafften es aber mehrere Sklaven gemeinsam zu fliehen, konnten sie zusammen etwas aufbauen: einen Quilombo. Damit stiegen auch für die Allein-Flüchtenden die Chancen auf ein längeres Überleben in Freiheit, denn die Sklaven auf den Plantagen wussten meist, wo sich die nahe liegendsten Quilombos befanden.

Normalerweise errichteten die geflohenen Sklaven ihre Siedlungen in schwer zugänglichen Gebieten. Dort lebten sie von der Landwirtschaft, manchmal überfielen sie Dörfer. Ein Quilombo setzte sich aus Sklaven verschiedener afrikanischer Länder und Mestizen zusammen, manchmal mischten sich auch Indigene und Weiße darunter, die selbst in irgendeiner Weise in der brasilianischen Gesellschaft marginalisiert oder kriminalisiert waren. Viele Quilombos überlebten allerdings nur einige Monate und wurden meist von Kriegsexpeditionen vernichtet. Der Begriff „Quilombo“ kommt aus Angola, laut Andreas Hofbauer, der sich ausgiebig mit dem Thema beschäftigt hat und mehrere Bücher veröffentlichte („Afro-Brasilien – Vom weißen Konzept zur schwarzen Realität“ und „Vom quilombo zum quilombismo – Vom Kampf gegen Sklaverei zur Suche nach einer neuen kulturellen Identität“). In Angola war „Quilombo“ zuerst das Wort dafür, neue Mitglieder in eine Gesellschaft einzugliedern, was vor allem bei Kriegsgefangenen und deren Nachkommen der Fall war. Bis zum 17. Jahrhundert war in Brasilien aber auch das Wort „Mocambo“ geläufig, das auch aus Angola stammt und „Strohdach“ bedeutet. Noch heute verwenden einige Wenige den Begriff Mocambo statt Quilombo. Allerdings definierten die königlichen Behörden 1740 aufgrund einer Anfrage des portugiesischen Königs eine Vereinigung von mindestens fünf entlaufenen Sklaven als Quilombo.

Der bekannteste Quilombo war der von Palmares. Er soll angeblich zeit-

weise 30.000 Menschen beheimatet haben, hat lange Widerstand geleistet und ist bis heute das Vorbild und Symbol vieler Quilombolas sowie der afrobrasilianischen Bewegung. Im 16. Jahrhundert gab es in Alagoas, im Nordosten Brasiliens, viele Ansiedlungen entflohener Sklaven. Während des holländisch-portugiesischen Kriegs (1630-1654) wuchsen diese stark an und schlossen sich zu einem großen Quilombo, ähnlich einem Landkreis, zusammen. Sie bekamen große politische Bedeutung und wurden zu einem wachsenden Problem für die Kolonialherren. Immer wieder wurden Truppen nach Palmares gesandt, nie kam eine siegreich zurück. Die Strategie der Quilombolas: Sobald sie Truppen sahen, brannten sie ihre Hütten nieder und zogen weiter. Es kam zu einem regelrechten Krieg gegen Palmares. Mittlerweile hatten sich die Quilombolas in eine riesige Siedlung zurückgezogen, die wie eine Festung ausgebaut wurde. Im Februar 1694 gelang es dem portugiesischen Militär in die Quilombo-Festung einzudringen. Viele wurden getötet, einige gefangen genommen, nur wenige konnten fliehen. Zumbi, der Anführer von Palmares, war einer von ihnen. Am 20. November 1695 wurde er schließlich aufgrund eines Verrats in einem Hinterhalt getötet, sein Kopf wurde zur Schau gestellt – zur Abschreckung und als Zeichen des endgültigen Siegs. Bis heute wird in Brasilien am 20. November der „Tag des schwarzen Bewusstseins“ gefeiert. In einigen Landkreisen ist es ein Feiertag, bei der schwarzen Bevölkerung ist es einer der wichtigsten Tage des Jahres. Die Kulturstiftung Fundação Cultural Palmares, gegründet von der Bundesregierung, setzt sich seit 1988 für den Erhalt der afrobrasilianischen Kultur ein und erteilt das so wichtige Zertifikat zur Anerkennung eines Quilombos als solchen.

In 22 von 26 brasilianischen Bundesstaaten befinden sich heute Quilombos, meist liegen sie versteckt und schwer zugänglich. Dies war zur Zeit der Sklavenverfolgung ihr Schutz, heute erschwert es den Zugang zu Bildung und Gesundheitsversorgung. Seit 2003 sind Quilombolas als eigene Ethnie staatlich anerkannt und bekommen besondere Rechte zugesprochen, ähnlich wie die indigene Bevölkerung. Größtenteils ist das aber nur eine schriftlich festgehaltene Richtlinie. Ihre Rechte werden im Alltag missachtet, sie werden diskriminiert und benachteiligt. Ihre Repräsentanten in der Politik müssen hart dafür kämpfen, dass sie gehört werden. Jeder Quilombo ist in einem Verband organisiert, der ihn vertritt – der Dorfvorsteher ist der Präsident dieses Verbandes. Der Verband wiederum wird von einer größeren Vereinigung in der Region vertreten, diese hat Repräsentanten in der Stadt und im Bundesstaat. Alle 22 Bundesstaaten in denen es Quilombos gibt, haben ihre Vertreter in der CONAQ, der Bundeskoordination der Quilombola-Gemeinschaften (Coordenação Nacional de Articulação das Comunidades Negras Rurais Quilombolas) in der Hauptstadt Brasília. Sie ist die politische

Vertretung der Interessen der Quilombolas. Trotz dieser Organisation und scheinbar großen Zahl an – hauptsächlich ehrenamtlichen – Vertretern sind Quilombos in Brasilien unbekannt. Was genau ein Quilombo ist und was es bedeutet, Quilombola zu sein, ist von Gemeinschaft zu Gemeinschaft unterschiedlich, jede definiert sich auf eine andere Weise:

„Ein Quilombo ist ein Ort, an dem alle die gleichen Rechte haben, seien sie nun ursprünglich von hier oder zugezogen. Alle, die die gleichen Ideale und Denkweisen haben und das Zusammenleben verbessern möchten, sind hier willkommen. Unabhängig von Herkunft und Hautfarbe.“

Rodrigo Marinho, Quilombo Ivaporunduva, Vale do Ribeira, São Paulo

„Ein Quilombola zu sein bedeutet, dass du dich als Nachkommen der Sklaven siehst oder dich damit identifizierst. Die Hautfarbe spielt hier keine Rolle. Es gibt Leute, deren Eltern Quilombola sind, die sich aber selbst nicht als solche sehen. Meistens aus Scham. Genauso gibt es diejenigen, die kein Quilombola-Blut haben, aber hierhin passen und auch hier leben. In unserem Quilombo gibt es viele Weiße, einige davon sind hier geboren.“

Aparecido dos Santos, Quilombo Porto Velho, Vale do Ribeira, São Paulo

„Für mich ist ein Quilombola jemand, der eine reine Abstammung von diesem leidenden Volk hat, das versklavt wurde und es heute trotzdem schafft, seine Rechte einzufordern. Für seine Rechte zu kämpfen, bedeutet auch Quilombola zu sein. Zumbi ist dabei unser Vorbild. Wir sind Nachfahren von Flüchtlingen, die alles für ihre Freiheit riskierten. Deswegen bin ich stolz auf meine Herkunft. Ich liebe es, Quilombola zu sein!“

Aluizio Silvério, Quilombo Mãe Domingas, Alto Trombetas I, Pará

„Quilombola zu sein, bedeutet frei zu sein. Das heißt für uns, im Einklang mit der Natur zu leben, sie zu respektieren. Wir machen nichts ohne davor mit Mutter Erde zu sprechen und um Erlaubnis zu bitten. Das machen die Weißen nicht und sie verstehen es auch nicht. Sie zerstören die Natur. In der Natur sind wir frei. Wir können gehen wohin wir wollen und essen was wir pflanzen und jagen.“

Rogério de Oliveira Pereira, Quilombo Tapagem, Alto Trombetas II, Pará

3.2 Unser Land ist unser Leben

„Land bedeutet für uns Quilombolas mehr als nur Boden. Wir definieren uns darüber. Je nachdem wo der Quilombo liegt, leben wir von der Land-

wirtschaft oder dem Fischfang und haben andere Traditionen“, erklärt Jesus Rosário Araújo, Präsident des Verbandes der Quilombola von Minas Gerais. „Diese Art des Zusammenlebens mit der Natur bekommen wir von klein auf mit, wir erben sie von unseren Eltern und Großeltern. Das ist unsere Tradition, unsere Identität.“ Wird ein Quilombo umgesiedelt, kommt das oft seiner Auslöschung gleich, da die Menschen in einer anderen Region nicht zu recht kommen.

Das Territorium eines Quilombos umfasst nicht nur das Stück Land auf dem die Menschen ihre Hütten gebaut haben, sondern auch das, was sie zum Überleben benötigen, also um Lebensmittel anzubauen, Tiere zu halten oder für ihre Traditionen, wie kulturelle Stätten. Kann ein Quilombo nachweisen, dass seine Vorfahren ehemalige Sklaven waren, dürfen sie das Land auf dem sie leben, in einem bestimmten Verfahren für sich beanspruchen. Vom Rechtsanspruch bis zur Besitzurkunde ist der Weg jedoch mühsam und nur mit langem Atem und politischer Unterstützung zu erreichen.

Viele Quilombolas kennen ihre Rechte nicht und wissen nicht, dass ihnen seit 1988 nach brasilianischer Verfassung das Recht auf ihr Land zusteht. Die Landrechte für Quilombos werden als kollektive und nicht individuelle Landtitel vergeben. Voraussetzung ist die gemeinschaftliche Nutzung von Weide-, Wald- und Agrarflächen. Zuständige Behörde ist das Bundesinstitut für Ansiedlung und Agrarreform INCRA (Instituto Nacional de Colonização e Reforma Agrária), das am Ende des Behördenprozesses die Besitzurkunde ausstellt. Zu Beginn ist die Anerkennung als Quilombola-Gemeinschaft durch die Fundação Cultural Palmares notwendig.

Viele Quilombos wissen nicht einmal, dass sie solche sind und leben seit Jahrzehnten in ihren Dörfern in Armut und völlig ohne Rechte und Unterstützung. Oft sei es nicht schwer, eine Siedlung als Quilombo zu identifizieren, sagt Maria Elisabete Gontijo dos Santos, Präsidentin der Organisation CEDEFES (Centro de Documentação Eloy Ferreira da Silva – Dokumentationszentrum Eloy Ferreira da Silva), die sich für die Quilombolas in Minas Gerais einsetzt. Unter anderem identifizieren sie Gemeinden als Quilombos und bringen so den wichtigen Prozess der Anerkennung in Gang. Diese Gemeinschaften würden sich zwar zuerst nicht so nennen, hätten aber Vieles gemeinsam mit den bereits anerkannten Quilombos, wie die Lage, die Geschichte und einige Traditionen. Danach ist es an den Quilombolas zu handeln. Sie müssen einen Verband gründen und einen Vorsteher wählen, um autonom handeln zu können. Dann muss die Stiftung Palmares diese autarke Ortschaft, die sich selbst schon als solche anerkannt und definiert hat, offiziell als Quilombo anerkennen. Erst danach können sie den Eigentumstitel für die Gebiete beantragen.

Dies geschieht beim INCRA, das daraufhin Anthropologen, Kartografen,

Agronomen und Juristen in die Gemeinschaften schickt, um die Größe des Territoriums zu bestimmen. Bis zur Vergabe einer offiziellen Besitzurkunde über das beanspruchte Land sind 20 weitere verwaltungsrechtliche Schritte vorgeschaltet. Unter anderem müssen Landes- und Bundesregierung der Landvergabe an die Quilombolas zustimmen. Insgesamt kann dies gut zehn Jahre oder länger dauern.

Aktuell pausiert der Vergabeprozess in ganz Brasilien, da dem INCRA die finanziellen Mittel für dieses Jahr von der Bundesregierung drastisch gekürzt wurden. „Wir können keine Wissenschaftler mehr in die Quilombos schicken, die Kosten sind einfach zu hoch. Wir arbeiten jetzt erstmal den Papierkram ab“, sagt Raquel Araújo Amaral, Leiterin der Abteilung für Quilombola-Territorien beim INCRA in Santarém. „Wie das nächste Jahr aussehen wird, wissen wir noch nicht, der Finanzplan wird erst im März veröffentlicht. Ich gehe aber davon aus, dass es so weitergeht oder noch mehr gekürzt wird.“ Brasilien leidet unter der schwersten Wirtschaftskrise seit Jahrzehnten. „Das ist der offizielle Grund für die Kürzungen. Aber der Politik ist es einfach nicht wichtig genug. Präsident Temer kündigte sogar an, es würden keine weiteren Territorien mehr an Quilombolas vergeben werden, solange der Verfassungsstreit um das Dekret 4887 nicht beigelegt ist.“ Dieses Dekret von 2003 erkennt Quilombos als eigene Ethnie mit territorialem Anspruch an. Die Demokratische Partei DEM legte Beschwerde ein. Immer wieder wurde die Abstimmung im Bundesgerichtshof aus verschiedenen Gründen verlegt, zuletzt im November 2017. Wenn das Dekret fällt, wird es noch schwieriger für die Quilombolas ihr Land zu erhalten. „Wir können jetzt quasi nichts mehr hinterfragen und diskutieren aus Angst, dass dann die Mehrheit des Kongresses gegen das Dekret, also gegen uns, stimmt“, sagt Carlos Printes aus dem Quilombo Abuí in Pará. „Also versuchen wir uns ruhig zu verhalten und abzuwarten. Vielleicht kommt 2018 ja eine bessere Regierung für uns.“

Für die Wahlen 2018 prognostizieren die meisten Brasilianer keine großen politischen Veränderungen, da dieselben Parteien in den Hochrechnungen vorne liegen. Raquel Araújo Amaral vom INCRA sieht noch ein weiteres Problem: „In Brasilien gibt es einfach noch keine Schuldgefühle darüber, bestimmte Volksgruppen so lange versklavt zu haben; keine Versuche einer Wiedergutmachung. Die Politiker sehen es nicht als ihre Aufgabe an, diese Personen zu integrieren. Nein, sie lassen sie einfach weiter ausgegrenzt und angreifbar. Für Land Grabbing, von Großgrundbesitzern, Bergbauunternehmen und dem Agrobusiness. Das ist katastrophal!“

Viele Quilombolas leben ihr ganzes Leben auf einem kleinen Streifen Land. Umringt von Bergwerken, Plantagen und Naturreservaten oder in urbanen Regionen, in denen die Großstädte immer näher rücken. Sie leben

ständig am Existenzminimum, haben keinen Platz, um Landwirtschaft zu betreiben. Doch sie gehen nicht. Sie bleiben in der Hoffnung, dass ihnen irgendwann ihr Land, ihr ganzes Land, überschrieben wird. Gingen sie, verlören sie das Recht darauf.

„Unser Land ist unser Leben. Wir bekommen alles von der Erde: unsere Lebensmittel, Wasser und Medikamente“, sagt Aluizio Silvério, Koordinator von sechs Quilombola-Gemeinschaften im Bundesstaat Pará. „Es ist schwer zu erklären, es ist eine ganz enge Verbindung.“

3.3 Für und wider die Natur

Ein weiterer Grund für die lange Dauer des Anerkennungsprozesses: Quilombola-Land ist wertvoll. Es ist sehr fruchtbar, reich an Bodenschätzen und Naturphänomenen. Einmal übertragen, gehört es der Gemeinschaft und sie bestimmt intern, was damit passiert. Das Land kann nicht verkauft oder verpachtet werden, kein Staudamm oder Nationalpark darf dort errichtet werden. „Das Interesse an unserem Land wächst und die Regierung macht es vor allem ausländischen Unternehmen mit viel Geld immer leichter, es zu erwerben“, sagt Jesus Rosário aus Minas Gerais. „Wie können wir uns gegen diese Macht wehren?“

Den meisten Quilombos gelingt es nicht. Auch, weil oft schon bevor sie ihre Rechte überhaupt kennen, andere das Land in Anspruch genommen haben. Viele Quilombos liegen heute in Naturparks, die einfach über sie herüber gestülpt wurden, ohne vorher zu untersuchen, ob auf dem jeweiligen Gebiet Menschen leben. Innerhalb dieser Parks herrschen strenge Umweltsetze. „Im Namen des Umweltschutzes wird eine starke Veränderung der Quilombola-Gemeinschaften provoziert: Ihnen wird verboten, ihre Kultur auszuleben“, sagt Schwester Maria Sueli Berlanga, Rechtsanwältin und eine der Gründerinnen der Organisation EAACONE (Equipe de Articulação e Assessoria das Comunidades Negras do Vale do Ribeira), die sich im Vale do Ribeira, São Paulo, für die Quilombolas einsetzt. Da die Quilombolas die natürlichen Ressourcen nicht vollkommen ausschöpfen wollen, denn sie sollen ihnen noch lange das Überleben sichern, rotieren sie traditionellerweise ihre Felder. Dafür brauchen sie Platz. Auf den kleinen Streifen Land, die ihnen oft nur zugestanden werden, können sie diese Art der Landwirtschaft nicht durchführen. In Naturparks ist es meist ganz verboten Felder anzulegen. „Die Gemeinschaften müssen sich anpassen, ihre Gewohnheiten und Überlebensstrategien verändern, neue Wege suchen. Hier im Vale do Ribeira war es ein schwieriger und langwieriger Prozess, der Hunger und Leid hervorrief. Als sie sich endlich umgewöhnt hatten, wurde ein Gesetz

beschlossen, dass besagt, jedes Feld, sei es auch noch so klein, müsse erst autorisiert werden“, erklärt Schwester Sueli. „In Brasilien gibt es unglaublich viele Gesetze, aber die, welche die einfachen Menschen unterstützen, werden missachtet.“

Nicht alle Quilombolas kennen die Umweltgesetze, viele bekommen Geldstrafen wegen unerlaubter Landwirtschaft. Rechtsanwälte, wie Schwester Sueli, die sie vertreten, gibt es so gut wie keine. „Brasilien ist eine große Sklavenhütte. Traditionelle Völker wie wir Quilombolas werden immer noch ausgenutzt, nur eben auf eine andere Art. Jetzt schieben sie die Umweltgesetze vor, um uns zu vertreiben. Wenn ich nichts anbauen darf, kann ich nicht überleben und muss wegziehen. Dann bekommen sie das Land“, sagt Marina Oliveira aus dem Quilombo Pedro Cubas im Vale do Ribeira.

Brasilien hat tatsächlich viele Gesetze und das ist heutzutage eines der Probleme. Denn einige widersprechen sich, beispielsweise wenn zwei Parteien per Gesetz das Recht auf ein bestimmtes Stück Land haben. „Es treffen zwei völlig unterschiedliche Welten aufeinander, die um das Land kämpfen. Die technische, theoretische und die emotionale, symbolische. Die der Umweltschützer und Bergwerksunternehmen und die der traditionellen Völker. Die Natur ist einerseits für alle da, muss geschützt werden und alle sollen auch von ihren Ressourcen profitieren können. Aber die Menschen können so gut ausdrücken, was die Natur für sie bedeutet, wie wichtig sie ist und ich verstehe das. Es sind einfach zwei verschiedene Sichtweisen auf die Welt insgesamt. Wie soll man hier entscheiden?“, fragt Marcelo Borges vom Umweltinstitut Chico Mendes, kurz ICMBio (Instituto Chico Mendes de Conservação da Biodiversidade). Die halbstaatliche Organisation kümmert sich zusammen mit dem brasilianischen Bundes-Umweltamt IBAMA (Instituto Brasileiro do Meio Ambiente e dos Recursos Naturais Renováveis) um den Naturschutz in Brasilien, sie führen beispielsweise Kontrollen in Naturparks durch oder vergeben Lizenzen zum Rohstoffabbau.

Diese Naturparks werden nicht immer zum Erhalt der Natur errichtet, sondern auch zu ihrer Ausbeutung. Sie stellen sicher, dass niemand anders als das jeweilige Bergbauunternehmen in diesem Gebiet agiert. Sie wurden dafür errichtet, die Natur und ihre Ressourcen zu schützen bis sie abgebaut werden. Menschen, die hier leben, stören. Dieser Meinung sind auch viele Umweltschützer. „In Umweltkreisen werden Quilombolas und Indigene oft als Eindringlinge gesehen, die die Natur ausrauben. Es gibt aber Studien, die belegen, dass dort, wo diese Völker leben, die Natur vor anderen, viel schlimmeren Schäden, geschützt ist“, sagt Marcelo Borges. Immerhin leben diese Völker seit Jahrhunderten in den Wäldern Brasiliens, erst viel später wurden hier Rohstoffe gefunden und Parks errichtet. Das ist das beste Beispiel dafür, dass bis zu dem Zeitpunkt alles weitgehend intakt war.

„Ich sehe, dass diese Völker verantwortungsvoll mit den Ressourcen auf ihrem Territorium umgehen und dass sie mit ihrer Lebensform sogar zur Biodiversität beitragen“, sagt Marcelo Borges, der wegen dieses Verständnisses der Quilombola-Gemeinden bereits von seinem Chef verwarnt wurde. „Ich kann das aber nicht verallgemeinern, denn es gibt auch Negativbeispiele. Es kommt immer auf die jeweiligen Personen an und natürlich auch auf die Anzahl der Menschen und die Größe des Territoriums. Aber wenn es genug Ressourcen gibt und diese nur zum Eigengebrauch genutzt werden, sehe ich eine Kooperation: die Natur sichert ihnen das Überleben und sie sorgen sozusagen für die Instandhaltung der Natur.“

Marcelo Borges ist Direktor von ICMBio am Rio Trombetas in Amazonien, dort wo es ein großes Bauxit-Bergwerk, viele Naturparks und zahlreiche Quilombos gibt. Das komplette Regenwald-Gebiet ist hier in Territorien unterteilt, in denen verschiedene Organisationen und Unternehmen das Sagen haben. Seine Organisation ICMBio gehört zu denjenigen, die mit dem INCRA, Regierungsvertretern und Quilombolas über die Landrechte diskutieren, denn nicht selten stellen sich Umweltorganisationen quer und willigen der Landvergabe nicht ein, mit der Begründung, die Umwelt würde von den Quilombolas zerstört. Dass Bergwerke und Agrobusiness viel gefährlicher sind, wissen sie. „Natürlich belasten sie die Umwelt und rauben die Natur aus – nachhaltig. Aber solange sie es legal tun, also im Rahmen der Gesetze, kann ich dagegen nichts sagen“, sagt Marcelo Borges. Sein Blick in die Zukunft fällt negativ aus: Wenn es so weitergehe, würde Brasilien vollkommen leergeschaufelt. „Wir erleben gerade einen Moment, in dem die Umweltgesetze von der Regierung zugunsten der Bergbauunternehmen und des Agrobusiness geschwächt, regelrecht attackiert werden, damit die Unternehmer mehr Freiheiten haben“, erklärt Marcelo Borges. Eins steht für ihn trotzdem fest: „So wie ich die Quilombolas hier erlebe, weiß ich, dass sie hierbleiben werden. In welchen Lebensumständen kann ich allerdings nicht voraussagen. Aber sie lassen sich nicht vertreiben, sie sind Kämpfer.“

3.4 Meine Quilombo-Zeit

Ein Jahr habe ich verschiedene Quilombos im Vale do Ribeira, der ärmsten Region im Bundesstaat São Paulo, kennenlernen dürfen. Dies war im Rahmen eines freiwilligen sozialen Jahres nach dem Abitur 2005. Von Beginn an war mir klar, dass ich etwas Besonderes erlebe. Besondere Menschen mit ihrer ganz eigenen Geschichte und Kultur. Direkt war ich fasziniert und interessiert.

Die meiste Zeit verbrachte ich im Quilombo Porto Velho, der damals eine schwierige Phase durchlebte mit vielen Drohungen vonseiten des Großgrundbesitzers, der ihr Land besetzte. Es war gleichzeitig auch die Zeit, in der die Quilombolas den Kontakt zu anderen Quilombos und Organisationen suchten, sich organisierten und verstärkt begannen für ihr Land zu kämpfen. Aber ich bekam auch mit, wie viele Jugendliche damals den Quilombo gegen die Großstadt tauschten, auf der Suche nach einem besseren Leben. Wie verloren sie sich fühlten in einer Welt, die sich ohne sie weiterzudrehen schien. Umso schöner war es nun zurückzukehren und zu sehen, wie viel sich dort verbessert hat; weniger schön sind allerdings die Zukunftsaussichten (dazu mehr in Kapitel 4.2). Damals bestand auch der Quilombo Porto Velho noch aus Lehm- und Holzhäusern, ohne Strom und oft ohne fließend Wasser.

Ich besuchte auch andere Quilombos in der Region und mir wurden die Unterschiede und Gemeinsamkeiten bewusst. Es dauerte einige Zeit, bis die Menschen mir soweit vertrauten, dass wir uns unterhalten konnten. Bei meinen ersten Besuchen senkten sie beim Reden den Kopf, niemand sah mir in die Augen. Nach zwei Monaten regelmäßiger Besuche nahm mich die erste Familie für drei Wochen auf.

Daher wusste ich, wie schwer es sein wird, nun als Fremde in Quilombos zu recherchieren. Weit im Voraus nahm ich Kontakt zu Organisationen und Menschen auf, die sich dort engagierten. Durch sie bekam ich den Zugang zu den Quilombolas und durchlief trotzdem so einige „Tests“, bevor sie sich mir wirklich öffneten. Während meiner sechs Wochen Stipendienzeit war ich in drei sehr unterschiedlichen Regionen Brasiliens unterwegs und besuchte die dort beheimateten Quilombos.

Sie liegen in völlig verschiedenen geografischen und meteorologischen Gebieten und wurden von unterschiedlichen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklungen geprägt. Trotzdem haben sie einiges gemeinsam und das ist allen voran die Liebe zur Natur und ihrem Land. Aktuell die Probleme mit der brasilianischen Regierung, die ihnen Unterstützungen streicht und den Prozess um den Eigentumstitel ihres Landes erheblich erschwert.

4. São Paulo: Das vergessene Vale do Ribeira

Die Region Vale do Ribeira beheimatet das größte zusammenhängende Gebiet Atlantischen Regenwalds in Brasilien mit 21.000 Quadratkilometern – was nur noch fünf Prozent seiner ursprünglichen Größe sind. 1993 wurde es zum UNESCO-Biosphärenreservat ernannt. Die Region ist reich an sel-

tenen Pflanzen und gefährdeten Tierarten, aber wirtschaftlich die ärmste im Bundesstaat São Paulo.

1574 wurde hier Gold gefunden, es war eines der ersten Gebiete Brasiliens – interessanterweise wird das in der offiziellen brasilianischen Geschichte nicht erwähnt. Mit dem Gold kamen die Sklaven. Entlang des Flusses Ribeira siedelten sich die Entdecker an – die Kleinstädte bestehen heute noch. Als im Bundesstaat Minas Gerais Gold und Diamanten gefunden wurden, verließen Viele die Region und zogen weiter – die meisten Sklaven ließen sie zurück. Diese errichteten, nicht selten mit Hilfe der indigenen Bevölkerung, im Tal am Flussufer kleine Dörfer.

Nach und nach kamen immer mehr Großgrundbesitzer in die fruchtbare Region und ließen Plantagen anlegen: Reis, Zuckerrohr, Maniok und Kaffee waren die häufigsten Produkte. Sie brachten Sklaven mit und versklavten erneut die dort lebenden ehemaligen Sklaven. Noch heute arbeiten im Vale do Ribeira Menschen unter sklavenähnlichen Bedingungen, vor allem auf den vielen Bananenplantagen.

Das Vale do Ribeira beheimatet die meisten Quilombos im Bundesstaat São Paulo. 45 sind offiziell anerkannt, insgesamt sind es mindestens doppelt so viele. Die Quilombos sind unterschiedlich gut entwickelt und oft schwer erreichbar, alle leben in Armut und überwiegend von der Landwirtschaft, die meist noch Handarbeit ist – Traktoren oder andere Maschinen besitzt so gut wie niemand. Die Landwirtschaft ist ein wiederkehrendes Problem, denn die Umweltpolitik verbietet ihnen, hier Felder anzulegen. Jahrelang taten die Menschen es heimlich – um zu überleben. Seit 2010 können sie Genehmigungen bekommen, allerdings nur wenn sie außerhalb eines der vielen Naturreservate der Region liegen. Das erste wurde 1958 gegründet und schloss einige Dörfer, die schon seit dem 16. Jahrhundert hier bestanden, förmlich ein. Die Folge: Hunger. Felder bestellen und jagen wurde verboten. Nicht verboten scheinen Großgrundbesitze, Bergwerke und Staudämme zu sein – der erste ist in Planung, bisher wurde sich erfolgreich dagegen gewehrt. Bislang ist der Ribeira mit seinen 470 km der letzte große Fluss der Bundesstaaten São Paulo und Paraná, er bildet die Grenze, ohne Staudamm oder Wasserkraftwerk. Denn verschiedene Kleinwasserkraftwerke entlang des Flusses, plus Zufahrtsstraßen, bestehen bereits.

Das größte Problem heute im Vale do Ribeira ist ein politisches. Weder die lokale noch die nationale Politik sind hier präsent. „Das ‚Vergessen‘ unserer Region ist Absicht. Denn hier leben ja nur arme Afrobrasilianer“, sagt Schwester Maria Sueli Berlanga, Rechtsanwältin und eine der Gründerinnen der Organisation EAACONE (Equipe de Articulação e Assessoria das Comunidades Negras do Vale do Ribeira), die sich im Vale do Ribeira für die Quilombolas einsetzt. Schwester Sueli spielt darauf an, dass Dorfschulen

und Gesundheitszentren gar nicht erst bestehen oder geschlossen werden und die Menschen quasi gezwungen sind, in die Städte zu ziehen. „Sie sollen sich nicht an das Land auf dem sie leben gewöhnen und es für sich beanspruchen. Diese Region ist reich an Bodenschätzen, wie Gold, Silber, Erz und Niob – und an Wasser, dem heutzutage kostbarsten Rohstoff. Das Land hier ist etwas wert. Die Menschen werden also nicht offensichtlich mit Gewalt vertrieben, sondern schleichend, nach und nach“, sagt sie und fügt leise hinzu: „Und das Schlimmste: Sie erkennen nicht einmal, dass dies auch eine Form von Gewalt ist.“

4.1 Porto Velho: Ohne Wasser, ohne Zukunft

„Wir leiden im Moment sehr unter der politischen Entwicklung in Brasilien“, sagt Vandir dos Santos, Vorsteher des Quilombo Porto Velho. „Alle staatliche Unterstützung wird gekürzt, alles was wir in jahrzehntelangem Kampf erreicht haben. Unser Landtitel ist in weite Ferne gerückt, dabei waren wir schon so nah dran. Vor ein paar Jahren ging es uns besser als jetzt.“ Vandir, ein schwächlicher Mann Ende 30, legt resigniert die Hände in den Schoß.

Der Quilombo Porto Velho hat sich in den letzten zehn Jahren stark verändert. Aus Lehm- und Holzhütten wurden Häuser aus Stein, aus acht Familien wurden 30, viele kehrten in ihre Heimat zurück. Alle Häuser sind mit Strom und fließend Wasser versorgt, an manchen Stellen gibt es sogar Handynetze und Internet. Das Dorf erlebte einen Aufschwung, dem ein eiserner Kampf vorausging.

Im 19. Jahrhundert überschrieb der lokale Großgrundbesitzer seinen Sklaven das Land, da er pleite war und wegzog. Mitte des 20. Jahrhunderts kam ein neuer Großgrundbesitzer, der die Landrechte für sich beanspruchte und die Familien dazu zwang für ihn zu arbeiten, wenn sie bleiben wollten. Als 1980 die ersten Missionare kamen, sprachen sie mit den Menschen nicht nur über die Bibel, sondern auch über ihre Rechte. Die Quilombolas verweigerten daraufhin die Arbeit für den Großgrundbesitzer, zuerst am Wochenende, dann an jedem Wochentag. Die ständigen Konflikte und der Druck, der von der Familie des Großgrundbesitzers ausging – sie verbot ihnen, eigene Felder zu bestellen – führte dazu, dass nur noch acht Familien, also acht bewohnte Hütten, im Quilombo blieben. Der Konflikt gipfelte im Juni 2003, als der Großgrundbesitzer die Kirche des Dorfes zerstören ließ – während der Messe. Unter juristischem Druck gestand die Großgrundbesitzerfamilie 72 Hektar Land dem Quilombo für den privaten Gebrauch zu. Nur einen Monat später wurde Porto Velho als Quilombo offiziell anerkannt. Familien-

mitglieder kehrten zurück. Jetzt überlegen viele wieder zu gehen.

„Unser Hauptproblem ist die Wasserversorgung“, sagt Vandir. „Alle zwei Wochen wird das Wasser langsam knapp. Jetzt hat es seit drei Monaten nicht mehr geregnet, das Wasser ist aufgebraucht.“ Er dreht am Wasserhahn in seiner Küche, drei Tropfen kommen heraus. Hilfe erwartet er schon keine mehr. „Dabei hat der Bundesstaat genug Geld. Das Projekt zur Konstruktion von Wasserauffangbecken wurde noch bis Ende des Jahres 2017 verlängert“, erklärt er und fügt hinzu: „Vielleicht müssen wir auf den Wahlkampf warten, der Ende 2017 für die Präsidentschaftswahlen 2018 beginnt. Da fallen den Politikern dann meistens ihre Wähler wieder ein.“ Ein trauriges Lächeln huscht über sein schmales Gesicht.

Bis dahin trinken die Menschen in Porto Velho Salzwasser. Es ist das einzige, das noch vorhanden ist. Eigentlich wird es nur zum Putzen und Waschen benutzt. Und das mitten im Atlantischen Regenwald am Ufer eines großen Flusses. Gehässig plätschert der Ribeira an den Häusern vorbei, in die die Männer des Dorfes müde und durstig von der Feldarbeit zurückkehren. Das Flusswasser ist verschmutzt und nicht trinkbar.

Edmilson dos Santos kam nach zehn Jahren Stadtleben nach Porto Velho zurück, mit seiner Frau und seinem Sohn. Auf beengtem Raum leben, arbeiten für wenig Geld, weit weg von der Familie – das war nichts für ihn und in seinem Quilombo sah er endlich neue Möglichkeiten. Seit acht Jahren wohnt er nun in einem geräumigen Haus in Fußentfernung zu seinen Eltern und Geschwistern und arbeitet als Schulbusfahrer für die Quilombola-Kinder. Ein gutes Leben. „Ja, aber langsam sehe hier keine Zukunft mehr. Wie sollen wir denn ohne Wasser überleben?“, fragt er.

Dabei ist heutzutage mehr Wasser vorhanden als noch vor 20 Jahren. Die Wiederaufforstung der Quilombolas schlägt an. Ihre Felder und Häuser beanspruchen nicht das ganze Land was ihnen gehört, ein großer Teil der früheren Plantage ist heute mit Wald bedeckt. Allerdings befinden sich die beiden Quellen von denen die Menschen das Wasser beziehen auf einem Stück Land, das zwar ihnen gehört, aber noch im Besitz Dritter ist. „Sie kümmern sich nicht darum, dass dort genug Bäume stehen und das Wasser sauber bleibt“, sagt Edmilson und kniet sich neben die versiegte Quelle. Eine Viertelstunde mit dem Auto und 20 Minuten zu Fuß den Berg hoch sind es bis hierhin. Vorbei an Feldern und durch den Wald. Edmilson fischt Blätter aus der Pfütze und schaut den vertrockneten Bachlauf entlang. 15 Familien bekommen von hier ihr Wasser. Die anderen Familien, die kleine Gesundheitsstation und die Grundschule werden mit Salzwasser versorgt. Diese Quelle ist größer. Manche fangen auch Regenwasser auf, das ist aber schnell aufgebraucht.

Selbst wenn Wasser da ist, macht es Probleme. „Die Kinder hier leben

mit Bauchschmerzen, oft kommen Durchfall und Erbrechen dazu“, Vandir weiß wovon er spricht, seine drei Töchter sind ständig krank. Die Ärzte wissen keinen Rat, die Bildung der Kinder leidet. Cristina Rodrigues, Grundschullehrerin im Dorf, steht oft vor einer kleinen Klasse. „Das Problem besteht seit die Schule eröffnet wurde. Die Schüler müssen ja dieses Wasser trinken“, sagt sie. Wenn es kein Wasser gibt, fällt die Schule aus. „Das ist schon einige Male vorgekommen. Die Kinder bekommen ja Mittagessen in der Schule, gehen hier auf die Toilette und müssen viel trinken bei der Hitze. Ohne Wasser ist das unmöglich.“

Die Lösung? Ein Artesischer Brunnen, da sind sich alle einig. Ein solcher Brunnen liegt in einer Senke unter dem Grundwasserspiegel, das Wasser steht hier im Überdruck und steigt so von selbst hoch. Um solch einen Brunnen zu bohren ist Geld nötig. Zwei Projektanträge liegen schon bei den Politikern in der Schublade, einer beim Präfekten, der andere beim Gouverneur des Bundesstaates. Eine Antwort blieb bisher aus.

„Eigentlich müsste die Präfektur uns Wasser zur Verfügung stellen, wenn wir keins mehr haben“, erklärt Vandir. Andere Dörfer versorgt der Pumpwagen in der Not mit Trinkwasser, Porto Velho wird vergessen – es liegt 65 km von der Kleinstadt entfernt, zwei Stunden Autofahrt, überwiegend durch Serpentinaen, ohne Asphalt. „Sie haben scheinbar keine Ressourcen, um hierhin zu kommen, weder finanziell noch wassertechnisch“, versucht Edmilson eine Erklärung. „Aber sie könnten hier dann ja wenigstens das Nötigste tun, zum Beispiel sich um die Müllabfuhr kümmern.“ Er wischt sich den Schweiß von der Stirn. Kurz nachdem er hierhin zog, organisierte er große Säcke, in denen die Quilombolas nun den Müll sammeln und die er regelmäßig mit dem Schulbus in die Stadt bringt.

„Seit wir ein paar Ziele erreicht haben, stagniert alles. Wir sind nicht mehr in einer prekären Situation, also werden wir wieder vergessen. Von der Politik und den NGOs“, sagt Vandir. INCRA, das die Dokumente für den Landtitel ausstellt, ist seit zwei Jahren nicht mehr in Porto Velho gewesen, um die vor Jahren begonnene Arbeit abzuschließen. „Ihnen wurden von der aktuellen Regierung die finanziellen Mittel gekürzt. Sie haben nur noch wenige Mitarbeiter und viele Quilombos mit Problemen“, erklärt Vandir.

Der Landtitel würde das gesamte Leben in Porto Velho ändern. Immer wieder kommen Wissenschaftler, die das Land auf Bodenschätze untersuchen – geschickt von internationalen Bergbauunternehmen. Bisher konnte der Quilombo sich mit Hilfe der Organisation EAACONE erfolgreich dagegen wehren. Porto Velho hat zwar 72 Hektar bekommen, da aber keine Kontrolle stattfindet, besetzt die Familie des mittlerweile verstorbenen Großgrundbesitzers weiterhin einen Teil davon. Jetzt schon stehen im Quilombo die Häuser relativ dicht beieinander. „Wenn wir nicht aufpassen wird das

hier noch eine Favela“, scherzt Vandir und bezieht sich damit auf die Armenviertel der brasilianischen Großstädte, in denen die Häuser über- und aneinander gebaut sind. „Es gibt weiterhin viele Familien, die zurückkommen wollen. Trotz der Wassersituation“, sagt er. „Aber wir sind das enge Leben nicht gewohnt. Wir brauchen Platz, auch für unsere Hühner, Schweine und Pferde.“ Außerdem bedeuten mehr Familien auch weniger Wasser für alle.

Der Grund für die Rückkehr ist bei Vielen nicht Heimweh, sondern Arbeitslosigkeit aufgrund der aktuellen Wirtschaftskrise. In Porto Velho zahlen die Menschen keine Miete, bauen ihre Lebensmittel selbst an und können arbeiten wie und wann sie wollen. Viele freuen sich, dass Kinder und Geschwister wieder in der Nachbarschaft wohnen. „Die Feste an Weihnachten und Silvester sind jetzt richtige Partys. Vorher kam bei den wenigen Leuten nicht so eine Stimmung auf wie jetzt“, sagt Aparecido, der seit 13 Jahren wieder in Porto Velho wohnt. „Jeder, der ein Instrument spielt, bringt es mit, die Frauen backen und kochen – unsere Feste sind legendär.“ Ja, feiern können sie. Für einen Abend den Kampf und die Probleme vergessen, sich fallen lassen, Energie tanken, tanzen, trinken, lachen. Sie lachen viel, auch im Alltag. Sie sind ein fröhliches Volk, dem die Probleme auf den ersten Blick nicht anzusehen sind. „Wir können ja nicht immer nur meckern, sondern müssen auch das Leben genießen. Mit so Vielen macht es richtig Spaß! Jetzt haben wir auch endlich eine Fußballmannschaft.“ In Aparecidos Wohnzimmer türmen sich die Pokale. Er ist der Mannschaftskapitän, trainiert wird jeden Mittwohabend. Zuerst spielen alle, die wollen – Männer, Frauen und Kinder – ungefähr zwei Stunden, danach nur die „Profis“. „Diese Aktivitäten und Feste schweißen uns zusammen. Es ist schön hier zu wohnen und mittlerweile sind auch alle stolz darauf“, sagt Aparecido strahlend. „Auf allen Dokumenten steht es und selbst die Kinder in der Schule sagen es: Quilombo Porto Velho.“ Diese starke Identifizierung ist über die Jahre langsam gewachsen. „Es hat auch damit zu tun, dass wir jetzt wissen, dass wir die gleichen Rechte wie alle anderen Brasilianer haben. Dass wir genauso viel wert sind“, sagt Aparecido und schiebt nach einer kurzen Pause doch noch etwas leiser ein „Oder?“ hinterher. Zu lange dauerte die Zeit der Unterdrückung.

„Aber das gute Leben ist vorbei“, sagt Vandir, der Porto Velho nie verlassen hat und jetzt als Vorsteher noch stärker mit den Problemen der Gemeinschaft konfrontiert wird. „Über die Hälfte der Familien hier bekommt keine ‚bolsa familia‘ mehr.“ Durch das Sozialprogramm der Regierung bekamen arme Familien monatlich umgerechnet im Durchschnitt 40 Euro Unterstützung ausgezahlt. Nun wurde vielen das Recht darauf entzogen, die Regierung habe kein Geld mehr. Jahrelang sparten Familien in Porto Velho diese

Sozialhilfe, um endlich ein größeres Haus aus Stein bauen zu können. Vandir spart noch immer. Er wohnt mit seiner Frau und den drei Töchtern in einem einfachen Holzhaus mit zwei Zimmern und einer Küche. Das Bad ist in einer Hütte nebenan.

„Meine Reserven werden weniger, statt mehr. Das wird wohl nichts mit dem Haus“, Vandir stochert in seinem Reis. Auch die finanziellen Mittel des Sozialprogramms zur Lebensmittelbeschaffung, PAA (Programa de Aquisição de Alimentos), wurden gekürzt. Jeden Monat holte ein LKW Reis, Maniok und Bohnen in Porto Velho ab, dafür bekamen sie den aktuellen Marktpreis. „Wir haben Gemeinschaftsfelder auf denen wir jeden zweiten Samstag im Monat arbeiten. Das Geld kommt dem Quilombo zugute. Dann hat jeder noch sein eigenes Feld und bekommt seinen Anteil ausgezahlt“, erklärt Vandir. Von seinem Küchenfenster aus kann er seinen Reis wachsen sehen, den steilen Berghang hinauf. „Durch das Programm waren alle motiviert, denn wir hatten ja einen sicheren Abnehmer, der gut bezahlte. Wir sind zu weit im Nirgendwo um auf Märkten verkaufen zu können.“ Das Obst und Gemüse wird an soziale Einrichtungen und Kantinen verkauft und kommt in die staatlichen Lebensmitteltüten, die denen der Tafel in Deutschland ähneln. Außerdem können andere Bundesstaaten und Gemeinden die Lebensmittel erwerben. Das Programm wurde von der Lula-Regierung 2003 im Kampf gegen den Hunger ins Leben gerufen. Die Haushaltskürzungen der aktuellen Regierung für den Sektor der familiären Agrarwirtschaft übersteigen bereits 90 Prozent. Die großen Agrarunternehmen profitieren. „Die Regierung macht die Armen wieder ärmer“, sagt Vandir und schiebt seinen leeren Teller zur Seite. „Ich weiß, dass Brasilien in einer Wirtschaftskrise steckt, aber warum wird immer von uns genommen und nie von denen?“

Vandir ist verzweifelt. Eine weitere kleine Einnahmequelle von Porto Velho sind die Produktionen von Honig und Maniokmehl. Es gibt drei Familien, die in aufwendiger Handarbeit Mehl herstellen, und eine Gruppe von Bewohnern, die Imkerei betreiben. „Wir haben Interessenten, können aber nicht genug liefern, da wir für die Herstellung beider Produkte viel Wasser benötigen. Süßwasser“, sagt Vandir und stellt seinen Teller auf den Stapel neben der Spüle, der darauf wartet gespült zu werden.

4.2 Ivaporanduva: Quilombo-Tourismus

„Willkommen zum Koch-Workshop“, Andreia Marinho steht in der Tür eines kleinen Lehmhauses. In den Rauchschwaden, die aus allen Ritzen dringen, brechen sich die Sonnenstrahlen. Die fünfzehn Schüler eines privaten Gymnasiums der Metropole São Paulo trotten in die Hütte. Sofort be-

ginnen sie zu husten, ein Mädchen rennt mit tränenden Augen ins Freie. „An den Rauch werdet ihr euch leider gewöhnen müssen“, sagt Andreia und lächelt freundlich. „Das hier ist eine typische Quilombo-Küche. Hier im Dorf gibt es immer noch einige, die sie benutzen, so wie meine Mutter. Aber ich koche auf einem normalen Gasherd.“ In der Hütte befindet sich eine Holzbank und ein Holztisch auf dem Töpfe und Schüsseln mit Lebensmitteln stehen. In der linken Ecke qualmt der Lehmofen. Es ist heiß und stickig. Andreia erklärt den Schülern, welcher Tee wogegen hilft und wo sie das jeweilige Kraut finden. Sie kochen ein typisches Gericht mit Reis, Bohnen, Hähnchen und Kohl, zum Nachtisch gibt es frittierte Bananen. Zwei Jungen werden damit beauftragt, das Feuer im Blick zu behalten und Holzscheite nachzulegen. Stefan Martins, ihr Lehrer, steht in der Tür und beobachtet das geschäftige Treiben. „Wir machen jedes Jahr eine Exkursion nach Ivaporunduva. Es ist so wichtig für die Schüler“, sagt er.

Genauso wie für den Quilombo. Wie alle Dörfer leben die Menschen hier auch überwiegend von der Landwirtschaft, doch die Erträge reichten nicht aus. „Also haben wir nach Alternativen gesucht – und sie gefunden“, erklärt Oriol Rodrigues, Vorsteher des Quilombo. „Wir produzieren hier Maniokmehl, Kunsthandwerk und haben ein Bio-Siegel für unsere Bananen erhalten. Hinzu kommt der Tourismus.“

Ivaporunduva ist der am besten entwickelte Quilombo im Vale do Ribeira, der bekannteste und der älteste. Als die portugiesische Großgrundbesitzerin Joana Maria 1822 starb, schenkte sie ihren Sklaven die Freiheit und vererbte ihnen die Ländereien. Ivaporunduva wuchs rasch. Schon vorher war es Anzugspunkt für viele Sklaven aus der Region. Von hier aus verteilten sie sich und gründeten weitere Dörfer. 1994 wurde Ivaporunduva offiziell als Quilombo anerkannt und trat direkt in den Prozess um den Eigentumstitel – trotz des Testaments aus der Kolonialzeit dauerte es 15 Jahre und eine Klage bis Ivaporunduva als erstes Dorf im Vale do Ribeira die Ländereien überschrieben bekam. Doch noch immer besetzen Dritte einen Teil davon.

Trotzdem lassen die Menschen sich nicht unterkriegen. Vor zwölf Jahren begannen sie mit dem Tourismus, als weitere Einnahmequelle. „Es war zuerst ganz komisch immer wieder Fremde hier zu haben“, erinnert sich Leia Rodrigues. „Aber unser Vorstand, der viel rumkommt und an Versammlungen teilnimmt, hatte uns schließlich davon überzeugt, dass es gut für unser Dorf wäre. Also haben alle zugestimmt.“ Sicherlich keine leichte Entscheidung, denn Quilombolas sind sehr misstrauisch Fremden gegenüber. „Für uns hat es sich positiv entwickelt. Auch, weil eine gute Idee dahintersteckte“, sagt Leia, die als Rezeptionistin in der großen Pension des Dorfes arbeitet. Vor sieben Jahren wurde das Projekt dazu beim Institut für Landfragen im Bundesstaat São Paulo ITESP eingereicht und akzeptiert. Die Idee:

Tourismus für Schulklassen und Universitätskurse aus der Metropole. Da sie sechs Autostunden entfernt liegt, brauchen die Schüler und Studenten eine Unterkunft. Sie lernen etwas über die afrobrasilianische Geschichte, ihre Traditionen und über die Natur in der Region.

Die Pension thront, wie das Dorf, mitten im Wald auf einer Anhöhe über dem Fluss Ribeira. Der Fluss macht hier eine Kurve und so sind schon von Weitem ankommende Boote von beiden Seiten zu sehen – ohne selbst gesehen zu werden. Das ist heute nicht mehr nötig, aber die Sicht ist immer noch atemberaubend.

Die Sicht auf die Pension nicht: der große, rechteckige, graue Betonklotz passt überhaupt nicht in die Gegend und ist auch nicht das, was geplant war. „Die Rezeption sollte in einem typischen Lehmhaus untergebracht sein und die Zimmer in vielen kleinen Häuschen. Eben so, dass es hier ins Dorf passt“, sagt Leia. „Dann haben sie uns das hier hingestellt. Was hätten wir tun sollen? Wir hatten ja keine Erfahrungen damit.“ Um es etwas authentischer wirken zu lassen, dekorierten die Frauen die Pension mit traditionellem Kunsthandwerk.

Immer wieder werden neue Partner und Unterstützer gesucht. Einige Universitäten helfen, im Gegenzug dazu, dürfen sie hier forschen. Weiterbildungskurse zur Rezeptionistin, Köchin und Zimmermädchen wurden von Studenten aus São Paulo abgehalten, diejenigen für die Workshopleiter übernahm das Institut für Umwelt und Soziales, ISA.

„Aber nicht nur in diesem Bereich brauchen wir Unterstützung. Ivaporunduva ist zwar einer der am meisten entwickelten Quilombos in Brasilien, aber trotzdem haben auch wir noch keine sanitäre Grundversorgung, kein Abwassersystem“, sagt Oriel. „Wir sind schon seit Jahren dran. Alles dauert immer so lange.“ Währenddessen wird das schmutzige Wasser weiterhin in der Natur entsorgt. Wo genau, sagt niemand. Eine Alternative gibt es nicht.

Der Tourismus ist die Alternative zum Bananengeschäft. Jahrelang lief es gut, bis jetzt. Über das Sozialprogramm zur Lebensmittelbeschaffung PAA werden keine Bananen mehr gekauft, andere Kunden haben durch die Wirtschaftskrise viel weniger Geld zur Verfügung. Noch füllt der Tourismus die Lücke in den Kassen. Die meisten Schulklassen bleiben zwei Tage. Der zweite Tag ist Workshop-Tag: Kunsthandwerk, Kochen, Bogenschießen, Bananenernte, Hausbau. „Im Lehrplan sind viele Exkursionen inbegriffen. Diese hier deckt die Fächer Geschichte und Biologie ab, denn danach fahren wir noch zwei Tage in einen Naturpark“, erklärt Lehrer Stefan Martins. „Die Schüler sollen mehr Kenntnis über und Verständnis für die Geschichte ihres Landes bekommen, eben durch Kontakt zu den Menschen und der Natur. Gern würden wir verschiedene Quilombos besuchen, um die Traditionen und ihren Entwicklungsstand vergleichen zu können. Aber es gibt kei-

nen weiteren in der Region, der uns empfangen könnte.“

Stefans Gruppe drängt sich in den Schatten vor einer kleinen Lehmhütte, die nur zum Teil fertiggestellt ist. Workshopleiter Roberto Marinho erklärt: „Jetzt seid ihr dran. Da hinten ist trockene Erde und Wasser. Macht euren Lehm und stellt das Haus fertig.“ Die Schüler laufen los. Mit den Füßen vermengen sie Wasser und Erde zu Lehm und pappen die Brocken zwischen das Bretterskelett. Roberto lacht, als einige davon wieder herausfallen. „Ihr müsst kräftiger drücken. Und schaut, dass es schön glatt wird und nicht so hubbelig.“ Die Schüler schwitzen in der Sonne. Zur Belohnung dürfen sie danach im Fluss schwimmen.

Oriel sieht mit seinem Sohn Artur von Weitem zu. „Die Kinder haben hier am meisten Spaß“, sagt er. „Das Wichtigste für uns ist aber, dass sie ein Stück von unserer Kultur kennenlernen und die Erfahrung in ihr weiteres Leben mitnehmen. Dadurch hoffen wir, Vorurteile und Rassismus abbauen zu können.“

4.3 Nilton: Kein Interesse

Die schmale Holzbrücke schwingt bei jedem Schritt ein bisschen mehr. Glücklicherweise befinden sich an beiden Seiten Seile zum Festhalten. Hinten liegt São Paulo, vorne Paraná und das Dorf Córrego do Franco, kleine Häuschen vor riesigen von Wäldern überzogenen Bergen. Unten der Fluss Ribeira, der die Grenze zwischen den Bundestaaten São Paulo und Paraná bildet. Auf beiden Flusseiten, in beiden Staaten, haben sich Quilombolas angesiedelt. In Paraná beheimatet das Tal Vale do Ribeira nur fünf dieser Dörfer, die aber sehr isoliert liegen. Bis 2012 waren sie unbekannt. Heute versuchen die Menschen gesehen und gehört zu werden – bislang vergeblich.

Córrego do Franco ist weit von der nächsten Kleinstadt entfernt. Erst über die wackelige Brücke, dann neun Kilometer hubbelige Landstraße bis zum Asphalt und danach ist es noch ein gutes Stück. Auf der anderen Seite, in Paraná, geht es hinter den Häusern des Dorfes gar nicht erst weiter. „Wir liegen eingekesselt zwischen dem Fluss und einem Naturreservat. Dort ist es verboten, eine Straße anzulegen, sei sie auch noch so klein“, erklärt der Dorfvorsteher Nilton Morato. „Uns fehlen nur sechs Kilometer Weg bis zur nächsten Straße dort, aber wir bekommen keine Erlaubnis. Das Bergbaunternehmen hingegen hat mitten im Park eine 40 km lange Straße bauen dürfen.“ Als das Reservat privatisiert wurde, bekam die Bergbaufirma sofort die Genehmigung – und das auf dem Land der Quilombola-Familien. Dass sie jemals dieses Land zurückbekommen, bezweifelt Nilton.

Córrego do Franco lag früher im Bundesstaat São Paulo. Nach der Revolution von 1930 erhielt Paraná diesen Teil der Region Vale do Ribeira. „Paraná hat das Land bekommen, aber vergessen, dass hier Menschen leben und die Region einfach sich selbst überlassen“, sagt Nilton. „Mein Urururgroßvater besaß hier und in São Paulo insgesamt 2.000 Hektar. In den 1930ern gab es noch kein Telefon und hier hatte niemand ein Radio, sie waren komplett isoliert. Keiner wusste, was geschehen war.“ Die Militärregierung, die nach der Revolution die Macht übernahm, gab eine Zweijahresfrist für die Übertragung von Eigentumstiteln von São Paulo nach Paraná. „Da hier niemand davon wusste, tat es auch niemand. Das hier“, Nilton streckt die Arme aus, „wurde offiziell leeres staatliches Land. Auf unseren Eigentumsbriefen steht noch immer São Paulo als Bundesstaat, Paraná erkennt sie deshalb nicht an.“ Nilton zündet sich eine Zigarette an. „Genauso wenig wie unseren Teil der brasilianischen Geschichte, wir werden vom Staat Paraná nicht anerkannt – offiziell gibt es uns hier gar nicht.“

Nilton sitzt auf der Veranda vor seinem Haus. Seine Frau bringt ihm und Schwester Maria Sueli Berlanga von der Organisation EAACONE heißen Kaffee in Gläsern. „Mit der juristischen Unterstützung von EAACONE haben wir schon ein bisschen was erreicht. Bis sie kamen, waren wir vollkommen allein“, sagt Nilton und zieht an der Zigarette. „Das war 2012. Vorher ist niemand dort gewesen, weder Pflichtverteidiger, noch andere NGOs, nicht einmal die Kirche“, sagt Schwester Sueli, die als Rechtsanwältin die Quilombos berät. Sie hat das INCRA in Curitiba, Paraná's Bundeshauptstadt, erst auf die Dörfer hier aufmerksam machen müssen.

Córrego do Franco ist noch kein offiziell anerkannter Quilombo. In dem Dorf leben 128 Familien, 57 davon sehen sich als Quilombolas. „Falls wir also irgendwann durch ein Wunder unser Land übertragen bekommen sollten, würden nur sie bleiben“, sagt Nilton und schnipst seinen Zigarettenstummel über die kniehohe Verandamauer. Der Eigentumstitel wird einem Quilombo verliehen und die Gemeinschaft entscheidet, wie das Zusammenleben gestaltet wird. „Von den 57 Familien sind die meisten Nachfahren ehemaliger Sklaven, aber wir haben auch Leute sozusagen adoptiert. Sie haben den gleichen Lebensstil wie wir, setzen sich für die Gemeinschaft ein, identifizieren sich mit uns und unseren Werten – haben sich vollkommen integriert.“

Außerdem verbinden sie alle die gleichen Probleme: Zugang zu Bildung und Gesundheitsversorgung. Bei letzterem sind sie vollkommen von der nächsten Kleinstadt in São Paulo abhängig, 14 km entfernt. Die in Paraná wäre 150 km weit weg – ohne Straße. „In São Paulo werden wir zwar behandelt, allerdings immer als letzte – wenn dann überhaupt noch Zeit ist. Die Patienten aus dem eigenen Bundesstaat haben Vorrang“, erklärt Nilton. Der

Krankenwagen kommt tagsüber, wenn sie Glück haben. Natürlich nur bis zur Brücke. Nachts kommt niemand. „Mein Vater ist sehr krank, deswegen habe ich von meinem Ersparnen ein Auto gekauft. Letztens musste er mitten in der Nacht ins Krankenhaus. Ohne Auto wäre er gestorben.“ Um seinen Vater, der zu schwach zum Laufen war, über die Brücke bis zum Auto zu bekommen, setzte Nilton ihn kurzerhand in eine Schubkarre. „Das ist unser Krankentransport. Manchmal tragen wir Kranke oder Verstorbene auch über die Brücke. Zu zweit, an Beinen und Schultern, einer vorne, einer hinten.“

Mit Hilfe von EAACONE haben sie bereits erreicht, dass einmal im Monat ein Arzt in die Nähe kommt. „Eigentlich soll er alle zwei Wochen kommen. Aber es ist immerhin etwas. So müssen wir halt planen, wann wir krank werden“, scherzt Nilton und lacht trocken. „Ideal wäre eine kleine Gesundheitsstation mit einem Arzt oder einer Krankenschwester für die fünf Dörfer hier, um zumindest die Erstversorgung zu garantieren, und ein Krankenwagen oder ein Auto mit Fahrer für alle. Aber dabei sind wir von der Politik abhängig und die glänzt durch Abwesenheit.“

Bei der Bildung sieht es ähnlich aus. In der Nähe gibt es eine kleine Dorf-Grundschule für die ersten zwei Schuljahre, danach müssen die Kinder in die Kleinstadt in São Paulo. Seit 2015 droht der dortige Bürgermeister, die Kinder aus Paraná vom Unterricht auszuschließen. Damals haben sie es der UN gemeldet, die Schüler werden weiter unterrichtet. Seit Neuestem steht der Schulbus auf dem Spiel. „Wir können doch 8-Jährige nicht den ganzen Weg zu Fuß gehen lassen? OK, ich bin es früher auch gelaufen, aber heutzutage ist es viel gefährlicher. Sie werden schon in der Schule und in der Stadt genug gemobbt und sogar bedroht. Wenn der Schulbus wegfällt, gehen 250 Kinder hier nicht mehr in die Schule.“ Die bundesstaatlichen Regierungen wissen von dem Problem und verweisen darauf, dass bald eine Schule in der Nähe gebaut werden würde. Die Pläne gibt es seit 2005.

„Es interessiert sie ganz einfach nicht. Wie wir leben, ob wir leben“, sagt Nilton und zündet sich eine neue Zigarette an. Die Organisation EAACONE hat ihn als Mitarbeiter eingestellt. Er bekommt ein kleines Gehalt und koordiniert die fünf Quilombos im Vale do Ribeira Paraná, hält Versammlungen ab, berät und berichtet an die Organisation. Ehrenamtlich ist er Vorsitzender des Verbands der Quilombolas von Paraná. „Ohne die Arbeit für EAACONE würde meine Familie hungern“, Nilton zieht an der Zigarette. Früher lebten die Menschen hier von der Landwirtschaft. Doch im Naturreservat sind keine Felder erlaubt, die Plantagen der Großgrundbesitzer kamen immer näher. „Sie haben uns Quilombos hier noch zehn Hektar gelassen. Darauf wohnen wir, für Felder ist kein Platz. Wir betteln die Großgrundbesitzer förmlich an, uns als Arbeiter einzustellen. Besser schlechte Arbeit als keine. Aber

sie wollen uns nicht“, sagt Nilton, der einen guten Job bei der Präfektur der nächstgelegenen Kleinstadt in São Paulo hatte. Sobald er zum Dorfvorstand des Quilombos gewählt wurde, verlor er seine Stelle. „Danach habe ich alles Mögliche gemacht, sogar in einer Mine gearbeitet. Nicht weil ich es gut fand, für den Feind zu arbeiten, sondern weil die Alternativen Hunger oder Kriminalität waren.“ Der Rest von Niltons Zigarette fliegt über die Mauer. „Wir werden sowieso schon diskriminiert, weil wir schwarz und arm sind. Bist du dann aber auch noch Vertreter eines Quilombos, ist es ganz vorbei.“

5. Pará: Quilombos in Amazonien

Der Amazonas-Bundesstaat Pará ist mit 1.248.000 Quadratkilometern der zweitgrößte Staat Brasiliens und reich an Rohstoffen. „Wir haben hier das gesamte Periodensystem unter der Erde“, sagt Eduardo Leão stolz, stellvertretender Staatssekretär beim Amt für wirtschaftliche Entwicklung, Bergbau und Energie bei der Landesregierung von Pará. „In unserem Bundesstaat gibt es 20 Bergwerke, die aktuell in Betrieb sind. Zwölf weitere sind bis 2022 geplant.“ Außerdem gibt es viele Agrarunternehmen und Großgrundbesitze. Der Großteil der Bevölkerung Pará's lebt in extremer Armut. „Das möchten wir ändern. In Pará sollen alle Menschen Internetzugang und ein Tablet oder einen Laptop haben“, sagt der stellvertretende Staatssekretär. Obwohl dies nicht die primären Sorgen der armen Bevölkerung sind, die täglich ums Überleben kämpft, stellt sich die Frage, wieso der Bergbau dies dann nicht bereits ermöglicht hat? „Natürlich kann er das nicht schaffen. Aber Bergbau bringt Entwicklung und wenn wir sie nicht in dieser Form nach Pará bringen, kommt sie nie dort an“, sagt Eduardo Leão. Seit Jahrzehnten gibt es in Pará Bergwerke, die arme Bevölkerung in den ländlichen Gebieten hat bis heute nicht einmal Strom und fließend Wasser. „Der Grund für die große Armut ist ganz einfach: Pará lebt vom Rohstoff-Export. Wir sind abhängig vom Ausland, China ist unser größter Kunde. Das müssen wir ändern und selbst produzieren“, mischt sich Alex Moreira in das Gespräch ein, Direktor für strategische Projekte bei der Landesregierung von Pará. Er koordiniert unter anderem das Projekt „Pará 2030“. „Das dauert natürlich, wird aber auf lange Sicht der ganzen Bevölkerung zugutekommen. Bis 2030 möchten wir einige Bereiche ausbauen, wie Tourismus, Bildung, Industrie. Wir haben dieses Potenzial, müssen es nur einsetzen.“ Klingt logisch, klingt einfach. Dass dies so schnell gelingt und dass die Investitionen bei den Quilombolas ankommen werden, ist unwahrscheinlich. Bisher sahen die Menschen keinen Cent von den Einnahmen der Rohstoffexporte ihres Territoriums. Überall in Pará sind Quilombos zu finden, oft in nächster Nähe eines

Bergwerks.

Zur Kolonialzeit flüchteten die Sklaven von den Plantagen die Flüsse entlang tief in den Wald hinein – so waren sie vor den Suchtrupps der Großgrundbesitzer sicher. Oft boten indigene Stämme den entflohenen Sklaven Unterschlupf, bis heute haben sie eine gute Beziehung. Als die Zeit der Verfolgung vorbei und die Sklaverei abgeschafft war, kamen die ehemaligen Sklaven nach und nach aus den Wäldern ans Flussufer und bauten hier ihre Dörfer. Dennoch liegen sie weit entfernt von der nächsten Stadt. Mit dem Boot sind es beispielsweise drei Stunden auf dem Rio Trombetas, einem Nebenfluss des Amazonas, von der Kleinstadt Oriximiná bis zum nächstgelegenen Quilombo. Zum am weitesten entfernten müssen 24 Stunden von der Stadt Oriximiná auf dem Wasser zurückgelegt werden. Paddelnd. Die meisten Menschen haben kein Geld, um das teure Benzin für den Motor zu zahlen.

Durch die Abgeschlossenheit und das fehlende Interesse der Politik, haben die Quilombolas hier nur schwer Zugang zu Bildung und Gesundheitsversorgung. Das nächste Krankenhaus liegt in Oriximiná. In der Trockenzeit ist der Fluss an manchen Stellen so flach, dass dort kein Boot fahren kann, dann geht es nur zu Fuß weiter. Im Krankenhaus werden sie nicht immer behandelt, nur wenn am Ende des Tages noch Zeit ist. Dass sie aber überhaupt behandelt werden und eine kleine Schule besitzen, die einige Tage in der Woche geöffnet hat – wo auch nicht alle Kinder hinkommen, da es kein Schulboot gibt – ist erst seit 1988 der Fall.

Die Menschen leben von der Landwirtschaft. Sie bauen vor allem Bananen und Maniok an, fischen, manche halten Hühner. Sie verkaufen diese Produkte nur selten, da der Weg in die Stadt weit und teuer ist und es sich schlichtweg nicht lohnt. Einige wenige haben sich zu Kooperativen zusammengeschlossen, aber es wird immer schwerer, die Produkte zu verkaufen. „Sie werden nicht wertgeschätzt“, sagt Rogério de Oliveira Pereira aus dem Quilombo Tapagem. „Nur noch wenige Produzenten erhalten eine Verkaufslizenz aufgrund von absurden Hygienevorschriften, zum Beispiel. Schaut man sich Supermärkte in Oriximiná an und sieht, wie dort Produkte gelagert werden, oder in kleinen Restaurants dort, dann versteh ich wirklich nicht, wieso bei unseren Produkten so ein Theater gemacht wird. Wir achten natürlich darauf, dass alles rein ist, denn wir essen es ja selbst. Die Vorschriften für Kleinbauern werden immer strenger, die für Großunternehmen ändern sich nicht.“ Er zieht seine Kappe aus und streicht sich übers Haar. Ein weiteres Problem ist die Paranuss, das berühmteste Exportprodukt aus Pará, deren Baum nur hier im Amazonas-Wald wächst. Die Nachfrage ist weltweit so groß, dass in Pará selbst kaum mehr Nüsse zu bekommen sind, da sie alle ins Ausland verschifft werden und es immer weniger Paranuss-Bäume gibt.

Die Quilombolas ernten und essen sie seit Jahrzehnten, doch immer mehr Unternehmen haben ein Auge auf das Land geworfen, auf dem die Bäume stehen. Ist es Quilombola-Land, nutzen sie die Kenntnisse und Arbeitskräfte der Quilombolas für viel zu wenig Geld aus – die Menschen selbst wissen nicht, wieviel sie verlangen könnten und arbeiten als moderne Sklaven.

Seit der Militärregierung gibt es Pläne für die Amazonas-Region: Bergwerke und Staudämme plus große Zufahrtsstraßen. 1979 nahm am Rio Trombetas das Bauxit-Bergwerk *Mineração Rio Norte*, kurz MRN, die Arbeit auf. Das hatte zur Folge, dass viele Quilombolas Platz machen mussten und so ihre Häuser und ihr Land verloren. Damals gab es noch keine funktionierende Umweltgesetzgebung in Brasilien, was beispielsweise dazu führte, dass der in der Nähe des Bergwerks liegende See *Lago da Batata* ein Jahrzehnt lang mit dem giftigen Abwasser der Mine kontaminiert wurde. Gleichzeitig mit dem Inkrafttreten des Bergwerks gründete die Bundesregierung das Umweltreservat REBIO (*Reserva Biológica*), ohne darauf zu achten, dass sich in dem Gebiet Quilombos befinden. Auf der anderen Seite des Flusses wurde zehn Jahre später der Naturpark FLONA (*Floresta Nacional*) eröffnet, für nachhaltigen Konsum, wie es heißt, also zur Sicherstellung der Ressourcen, um sie später hier abbauen zu können.

Die Mine des brasilianischen Unternehmens Vale hat bis heute 25 Prozent des von ihnen beanspruchten Bauxit-Vorhabens abgebaut, nun beantragen sie die Lizenz für die restlichen 75 Prozent. Was die Abholzung eines riesigen Gebiets bedeutet. „Das Reservat FLONA hier landet jedes Jahr wieder auf der Liste der am meisten abgeholzten Gebiete. Aber die Mine hat ja die Genehmigung dafür“, sagt Marcelo Borges vom Umweltinstitut ICMBio. „Die Lizenz für den restlichen Teil wird das Unternehmen sicherlich bekommen, wenn sie weiterhin alle Umweltvorschriften einhalten. Außerdem ist der wirtschaftliche Aspekt des Rohstoffabbaus sehr wichtig für die nationale Politik.“ Dies sieht Eduardo Leão vom Bergbau-Amt genauso: „Das große Problem ist nicht der Bergbau, sondern die illegale Abholzung. In den riesigen Naturschutzgebieten ist die Kontrolle schwierig. Wenn ein lizenziertes Bergwerk dorthin kommt, ist es besser, denn da ist ja alles offiziell geregelt und wird überwacht.“

Rogério sieht bei der aktuellen politischen Lage noch ein weiteres Problem: „Unser Munizip Oriximiná ist eines der wenigen mit dieser Größe an unberührtem Urwald in Brasilien. Aber er wird weniger. Aus dem Süden kommen immer mehr Großgrundbesitzer und Agrarunternehmer und bauen Soja, Getreide und Mais an – und holzen den Wald ab, so wie sie schon den ganzen Süden abgeholzt haben.“ Der Süden Brasiliens ist von europäischen Einwanderern geprägt und bekannt für Viehzucht und Agrarbusiness. „Dieser fehlende Respekt uns und dem Wald gegenüber betrifft aber nicht nur

uns hier. Die ganze Welt verliert damit. Es hat ja schon begonnen: Klimawandel, Wassermangel. Ich habe gesehen, dass riesige Bäume hier plötzlich umfallen. Die Natur wehrt sich“, sagt Rogério und seine schwarzen Augen funkeln.

Für die Quilombolas, die ihre Landtitel noch nicht erhalten haben, bedeutet dieser „Verkauf Amazoniens“ wie Rogério es nennt, dass sie vertrieben werden oder die Landtitel nie erhalten. „Das ist doch ganz einfach“, sagt der stellvertretende Staatssekretär beim Bergbau-Amt, Eduardo Leão. „Wenn der Rohstoff in einem Indigenen-Gebiet oder Naturreservat abgebaut werden soll, muss man das Abbaugbiet limitieren. Das nennt sich Standortfestigkeit. Nur da wo es Rohstoffe gibt, gibt es Bergwerke. Das lässt sich nicht künstlich weiter ausweiten.“ Doch auch so ist das Gebiet bereits riesig, das solch ein Bergwerk benötigt und zahlreiche Menschen, Tiere und Pflanzen sind von den Auswirkungen betroffen. In der Region um den Rio Trombetas befinden sich die meisten Quilombos und Indigenen-Gebiete in Naturreservaten, die von staatlichen Organisationen verwaltet werden und wo strikte Vorschriften eingehalten werden müssen. „Und neben den Quilombos liegen die 20 Abwasser-Auffangbecken à 100 Hektar der Mine“, sagt Padre Tomasz Gwiazda von den Steyler Missionaren ärgerlich in Bezug auf das Bauxit-Bergwerk MRN. Seine Kongregation ist die einzige in der Diözese, die mit den Quilombolas arbeitet. Sie waren auch die ersten. In den 1980ern kamen die ersten beiden Missionare hier an, die die Quilombolas bei dem Kampf um ihre Rechte unterstützten. Padre Tomasz schloss sich vor einigen Jahren der Landseelsorge CPT (Comissão Pastoral da Terra) an, die gut organisiert ist und brasilienweit die ländliche Bevölkerung bei ihrem Kampf unterstützt. Sie haben viel Erfahrung und schützen ihre Mitglieder soweit möglich, denn der Kampf ist lebensgefährlich. Die Organisation ist in der Region um Oriximiná nicht sehr präsent, die Mitglieder können an einer Hand abgezählt werden und jeder kennt sie beim Namen. Sie erhalten Morddrohungen und werden tötlich angegriffen. Das ist auch Padre Tomasz schon ein paar Mal passiert. „Bei der CPT bekommen wir Seminare in Selbstverteidigung und juristischen Grundkenntnissen und können bei Bedarf in Schutzprogrammen aufgenommen werden. Aber nicht nur wir ehrenamtlichen Mitarbeiter, sondern auch die Quilombolas, denn die trifft es ja noch viel schlimmer als uns“, sagt Padre Tomasz. „Sie leben ungeschützt im dichten Wald. Es ist schon vorgekommen, dass ‚besonders lästige Menschen‘ einfach verschwanden.“ Pará ist einer der gewalttätigsten brasilianischen Bundesstaaten. 2017 wurden hier brasilienweit die meisten Menschenrechtsvertreter umgebracht. Tendenz steigend, denn die Konflikte werden stärker, aufgrund von fehlenden Rechten für die Landbevölkerung, abwesender Politik und einer Zunahme der Rohstoffgewinnung.

Auch innerhalb der Gesellschaft, der Gemeinde, der Diözese sehen viele die Unterstützung der Quilombolas nicht gern. Es sei nicht gut, sich mit diesem multinationalen Bergbauunternehmen anzulegen, die Region würde davon profitieren – das Unternehmen unterstützt soziale und kirchliche Projekte – und dieser Kampf würde Menschen in Gefahr bringen. „Wir haben großes Vertrauen in die katholische Kirche und alle hier fragen immer wieder Padre Tomasz um Rat. Wir wissen, dass er uns unterstützt, wo er nur kann. Aber wir wissen auch, dass seine Vorgesetzten sich nicht mit dem Bergbauunternehmen anlegen werden und immer kuschen. Das Geld für die Diözesen und ihre Projekte kommt ja daher. Das gleiche gilt für die Politiker hier. Sie wurden quasi gekauft und machen jetzt für immer das was das Unternehmen fordert“, sagt Manoel Edilson Santos de Jesus aus dem Quilombo Boa Vista.

Viel Rückendeckung erhielt Padre Tomasz bei seinem Einsatz tatsächlich nie. Trotzdem konnte er mit der CPT und zusammen mit dem Dachverband aller Quilombos am Rio Trombetas, dem ARQMO, der sich besonders auf den Kampf ums Land konzentriert, schon einiges erreichen. Von den 40 Quilombos am Fluss Trombetas haben bereits sechs ihre Eigentumstitel erhalten. Zwei Jahre konnte die Expansion des Bergwerks gestoppt werden. Viele illegale Holzfäller wurden bereits angezeigt. „Das ist besonders gefährlich, denn sie schrecken wirklich vor nichts zurück“, sagt der 39-jährige polnische Padre, der seit zehn Jahren am Rio Trombetas lebt. Nun steht die Unterstützung still. Es fehlt an Geld, das Benzin für die Fahrten zu den Quilombos ist teuer, und an Arbeitskräften, denn Padre Tomasz, der sich hier unermüdlich engagierte und von allen Quilombolas sehr geschätzt wird, wurde in eine andere Gemeinde versetzt.

5.1 Boa Vista: Im Schatten der Mine

Am Ufer des Flusses Rio Trombetas sitzen Frauen auf den kurzen Holzpiers, neben sich bergeweise bunte Wäsche und Geschirr, um sich herum spielende Kinder im Wasser. In flinken Bewegungen tauchen sie die Kleidungsstücke in den Fluss, seifen sie ein, schrubben, tauchen sie ein, wringen sie aus. Über ihnen, das steile Ufer hinauf, stehen ihre bunten Hütten auf Holpfählen neben Mangobäumen und Bananenstauden. Ihre Gespräche, Gesänge und das Lachen der Kinder hallen den Fluss entlang. Plötzlich ertönt eine Schiffssirene. Die Frauen verdrehen die Augen, die Kinder verstummen. Nicht weit entfernt ragen über den Bäumen des Amazonas-Regenwalds die roten Gebäude des Bauxit-Bergwerks MRN hinaus. Den Förderkran sehen die Frauen beim Waschen, die Sirenen halten sie vom Schlafen

ab, die großen Containerschiffe verschrecken die Tiere.

Der Quilombo Boa Vista war der erste Brasiliens, der seinen Eigentumstitel erhielt, 1995. Der Grund: Das Bauxit-Bergwerk MRN, das in den 70ern in zwei Kilometer Entfernung die Arbeit aufnahm und das Land des Quilombos beanspruchte. „Hier gibt es natürlich auch Bauxit, den sie abbauen wollen. Außerdem war ein weiterer Hafen geplant, genau hier, wo unser Dorf ist“, erklärt Aildon dos Santos, Vorsteher von Boa Vista. Seine Familie war es, die den Quilombo gründete. Immer mehr Menschen siedelten sich am Flussufer an, das Dorf wuchs. „In den 80ern kamen die Padres und machten uns auf unsere Rechte aufmerksam. Sie sagten, wir sollten unseren Landtitel beantragen, da das Bergwerksunternehmen ein Auge darauf geworfen hätte. Wir nahmen das nicht ernst, es war so weit weg von unserer Realität und wir hatten nie davon gehört, dass das überhaupt möglich ist. Außerdem waren hier alle Analphabeten“, erzählt Aildon. „Mit der Zeit wurde die Situation aber immer schlimmer, das Bergwerk rückte näher und besetzte schon große Teile unseres Landes. Glücklicherweise gingen die Chefs des Bergwerks nicht davon aus, dass wir den Eigentumstitel erhalten würden und taten nichts dagegen.“ Damals wurden sie von der katholischen Kirche, genauer einem Steyler Missionar unterstützt. Heute steht die CPT bzw. Padre Tomasz ihnen zur Seite. „Mehr nicht“, sagt der 41-Jährige. „Aber wir haben ja eh nichts mehr zu verlieren. Wir sind komplett von den Auswirkungen des Bergwerks betroffen.“

Dreiviertel der Bewohner arbeiten heute bei dem Unternehmen, die Quilombola-Kultur ist so gut wie ausgestorben. „Unser Leben heute: jeden Tag früh aufstehen, zum Bergwerk fahren, unsere Zeit dort verschwenden“, sagt Aildon. Das Schlimmste daran sei, dass die allermeisten schlechte Arbeit zu unmenschlichen Bedingungen verrichten würden: Putzen und Botendienste mit ungerechter Behandlung und geringem Gehalt. „Was sie dort pro Tag verdienen, reicht nicht einmal um ein Mittagessen zu bezahlen“, sagt Manoel Edilson Santos de Jesus, genannt Manduca. Pro Tag würden die meisten umgerechnet 8,50 Euro verdienen. Ein Mittagessen mit Reis, Maniokmehl und Hähnchen koste um die 10 Euro. „Aber sie verdienen ja nur 26 Tage und essen 30. Manche dürfen im Unternehmen zu Mittag essen, aber dann fehlen ja noch Frühstück und Abendbrot“, sagt Manduca, der aufgrund einer bakteriellen Erkrankung im Rollstuhl sitzt und nicht arbeiten kann. „Davon soll eine Familie überleben? Woher sollen sie das Geld für Kleidung, Arztkosten, Schulbücher nehmen?“ Ein Lebensmittelkorb von der Regierung, der an die arme Bevölkerung verteilt wird, die nicht selbst für ihre Lebensmittel sorgen kann, also sie anbaut oder in der Nähe einer Stadt lebt, koste in dieser Region ungefähr umgerechnet 258 Euro pro Monat. „Wir machen dort die Sklavenarbeit“, sagt Aildon trocken. Dazu müssen sie zur Arbeit

paddeln oder das Benzin für den Motor selbst bezahlen. Auch Aildon, der als Techniker arbeitet. Er ist einer der wenigen mit einem besseren Job, denn die Stellen für Quilombolas sind sehr begrenzt.

Die anderen Angestellten des Unternehmens leben in der 6.000-Einwohner-Stadt Porto Trombetas, die extra für sie errichtet wurde, mitten im Amazonas-Regenwald, neben dem Quilombo Boa Vista. Morgens warten die Arbeiter an den Bushaltestellen, alle in gleicher Uniform und werden von den Bergwerksbussen abgeholt und zu ihrem Arbeitsplatz gefahren, umsonst. Miete, Strom, Wasser, Internet zahlt das Unternehmen. Es gibt Restaurants, Cafés, einen gut sortierten Supermarkt, Sportangebote, ein Krankenhaus, Ärzte, eine Schule. Was es nicht gibt: Kriminalität und Unordnung. Überall sind Kameras installiert, die soziale Kontrolle der Nachbarn untereinander ist riesig und wenn es einmal zu Streitigkeiten oder auch nur lauter Musik während der Nachtruhe kommt, bekommt man Besuch von einem der vielen Aufpasser. Die Stadt ist in Distrikte eingeteilt, je nach Rang im Unternehmen. Die einfachen Arbeiter teilen sich zu viert kleine Zimmer, die Bürohengste haben Häuser mit Garten, alles sieht gleich aus. Die meisten Einwohner lieben ihr Leben hier und vor allem die Ordnung und Sicherheit, die hier herrschen. Unfälle gibt es hier keine, Überfälle genauso wenig. Dafür zahlen sie einen hohen Preis. Die Firma weiß alles über die Einwohner und ihre Besucher. Denn um Porto Trombetas zu besuchen, muss man sich im Voraus anmelden und seine persönlichen Daten angeben, die natürlich überprüft werden. Mit dem OK der Firma, kann der Besucher die Absperrung zwischen Hafen und Stadt passieren. Bleibt ein Besucher aus Sicht der Firma zu lange, wird nachgefragt und hinauskomplementiert. Sobald ein Arbeiter in Rente geht, muss er die Stadt verlassen – direkt am nächsten Tag. 17-Jährige Kinder, die die nächste Schulform besuchen wollen, müssen in eine andere Stadt ziehen – ohne ihre Eltern, die ja weiterhin im Bergwerk arbeiten und in dessen Nähe wohnen bleiben müssen. Die nächste Stadt ist zu weit weg um jeden Tag zu pendeln. Auf dem Platz vor dem Supermarkt finden regelmäßig Informations-Veranstaltung des Bergbauunternehmens statt. Kritik über das Bergwerk zu äußern ist unmöglich und verboten, das zieht Verwarnungen und Kündigungen nach sich.

Dies sind die Gründe, warum die Quilombolas, hätten sie eine Wahl, nicht nach Porto Trombetas nebenan ziehen würden. Gefragt wurden sie allerdings nie. Als Wiedergutmachung für das geraubte Land und die Umweltverschmutzung erlaubt die Firma Vale, der das Bergwerk gehört, den Quilombola-Kindern die gute Schule in Porto Trombetas zu besuchen. Besonders begabte Schüler wie Aildon einer war, bekommen ihr Studium vom Unternehmen finanziert und danach eine Anstellung im Bergwerk. In Notfällen werden die Quilombola aus Boa Vista auch im Krankenhaus behan-

delt und sie dürfen die Stadt betreten, um Einkäufe zu verrichten. Allerdings sind die Preise hier mehr als doppelt so hoch wie in Oriximiná. Trotz dieser Zugeständnisse sind die Quilombolas unzufrieden. „Ja, wir profitieren von manchen Angeboten des Bergwerks, aber es ist noch viel Luft nach oben. Seit Jahren kündigt das Unternehmen uns Strom, eine Abwasserversorgung und eine Müllabfuhr an. Bis heute ist nichts geschehen“, sagt Aildon, der sein Abendessen im Kerzenschein zu sich nimmt, neben ihm macht seine Tochter Hausaufgaben. Durch das Fenster ist hinter den Baumkronen der erleuchtete Himmel über Porto Trombetas zu sehen.

„Die Sozialarbeit, die das Unternehmen angeblich leistet und womit es sich schmückt, sehe ich nicht“, sagt Claudinete Cole de Souza, Präsidentin des Quilombola-Verbandes ARQMO und Bewohnerin von Boa Vista. „Unsere Gemeinschaft leidet seit das Unternehmen hier ist. Da wo jetzt Bauxit abgebaut wird und die Stadt Porto Trombetas liegt, waren unsere Felder.“ Das hatte zur Folge, dass die Quilombola-Kultur nahezu ausstarb. „Ich habe als Kind noch mit meiner Mutter Maniokmehl hergestellt, bin mit meinem Vater aufs Feld gegangen und mit meinen Brüdern angeln“, erzählt die 37-Jährige. „Mit meinen beiden Kindern mache ich das nicht mehr. Ich erzähle und zeige ihnen wohl noch, wie es früher war.“ Niemand habe mehr Zeit dafür, es gäbe keine Felder mehr und keine Fische, die essbar seien und eben nicht von der Wasserverschmutzung betroffen. „Früher haben wir das Wasser aus dem Fluss getrunken, darin gebadet – ohne Probleme. Ich hatte nie Durchfall oder schlimmere Krankheiten. Vor ein paar Jahren wurde meine Gesundheit schlechter, viele hier sind ständig krank“, sagt Claudinete. Das Wasser aus dem Fluss trinken sie zumindest nicht mehr, da es jetzt im Quilombo einen Artesischen Brunnen gibt. „Wir benutzen es aber noch zum Waschen und Spülen und die Kinder spielen im Fluss. Bisher gibt es noch keine offiziellen Studien über die Wasserqualität. Wir vertrauen ihr schon lange nicht mehr, aber das Brunnenwasser ist knapp.“ Wäsche zum Trocknen können sie nicht jeden Tag aufhängen. „Je nachdem wie der Wind steht, weht er den roten Bauxit-Staub herüber und wir müssen alles neu waschen“, sagt Claudinete. „Die Luft ist natürlich immer verschmutzt, nur sieht man es nicht jeden Tag so deutlich.“

Das wäre doch ein Fall für die vielen Umweltorganisationen, die in der Region tätig sind. „Wir sind quasi die Umweltpolizei und sorgen mit regelmäßigen Kontrollen dafür, dass innerhalb der Naturreservate die Regeln eingehalten werden“, erklärt Marcelo Borges vom Umweltinstitut ICMBio. „Solange das Bergbauunternehmen alles innerhalb der gängigen Gesetzgebung tut, also legal, können wir nichts machen.“ Aildon stützt seinen Kopf in die Hände. „Wir sind hier völlig alleingelassen. Da das Land uns gehört, interessiert sich keine Umweltorganisation dafür, was hier passiert. Und IC-

MBio macht nicht seine eigentliche Arbeit, sondern befolgt die Befehle des Unternehmens. Klar, die Angestellten wohnen ja auch in Porto Trombetas und sind vom Bergwerksunternehmen abhängig, denn sie bekommen alles bezahlt, auch die Miete der Büros und das Benzin.“ Diesen Vorwurf weist Marcelo Borges zurück: „Ja, es ist nach außen hin schwierig das zu sehen, aber wir arbeiten unabhängig und sind diejenigen, die für unsere Naturparks zuständig sind.“ Interessant ist dabei, dass der Bergwerkshafen in einem Naturreservat liegt, in dem eigentlich nur wissenschaftliche Studien zugelassen sind, wo aber ständig Schiffe ablegen, beladen mit bis zu 75.000 Tonnen Bauxit. Das Umweltinstitut sieht den Fluss als Transportweg und könne außerdem den Schiffsverkehr nicht verbieten.

Marcelo und Aildon kennen sich gut. Oft saßen sie für Besprechungen zusammen, auch mit Verantwortlichen des Bergwerks. „Vorsteher eines Dorfes zu sein ist anstrengend. Ich muss ständig diskutieren, auch hier im Quilombo, denn Viele, vor allem die Zugezogenen, sind für das Bergwerk. Für meine Familie hab ich kaum Zeit. Ich komm meist erst um 21 Uhr von der Arbeit und dann stehen schon Leute mit ihren Problemen vor meiner Haustür“, sagt Aildon. Ein Quilombo-Vorsteher arbeitet ehrenamtlich. „Schon öfter wollte ich es sein lassen, aber ich kann es einfach nicht. Ich glaube, es liegt in meinem Blut. Meine Mutter und mein Großvater hatten auch diese Position inne. Ich habe früh gelernt vor vielen Leuten zu sprechen, mich richtig auszudrücken. Das ist wichtig, denn das Bergbauunternehmen hat Rechtsanwälte, wir nicht. Wir müssen unsere Rechte selbst durchsetzen.“ Viele Quilombolas bewundern ihn, da er für das Unternehmen arbeitet und es gleichzeitig öffentlich kritisiert. Aber das sieht er gelassen: „Sie können mich deswegen nicht kündigen. Wenn ich das als Grund herausfinde, würde ich sie verklagen und es wäre nur noch schlimmer für das Unternehmen. Alle in meinem Team wissen, dass ich Vorsteher von Boa Vista bin und können Arbeit und Privates trennen, genau wie ich. Ich mag meinen Job.“

Was ihm die größten Sorgen bereitet ist der Blick in die Zukunft. „Das Bergbauunternehmen interessiert nur der Rohstoff. Für den Abbau haben sie einen Zeitplan. Was bleibt uns, wenn sie weggehen? Klar, wir haben dann einige gebildete Leute hier, die müssten dann aber wegziehen für Arbeit. Und die anderen? Ohne Arbeit werden sie kein Geld haben, um Lebensmittel zu kaufen. Allein Überleben kann hier ja keiner mehr“, sagt Aildon. Claudinete arbeitet mit der Organisation ARQMO bereits an der Zukunft: „Wir versuchen den Quilombo für die Zeit ohne das Bergwerk vorzubereiten. Ihnen klarzumachen, dass das Leben dann anders sein wird. Die neue Generation muss wieder lernen zu angeln und Felder zu bestellen, ansonsten ziehen sie weg und es ist aus mit dem Quilombo.“ Manduca sieht komplett schwarz für die Zukunft: „Das Unternehmen macht jetzt schon unsere Jugendlichen

von sich abhängig und kauft sie regelrecht mit Zuschüssen für Jugendtreffen und fürs Studium. In 50 Jahren wird das Wenige was wir jetzt noch haben weg sein. Den Menschen wird es schlechter gehen und sie werden nicht genug finanzielle Mittel haben, um sich behandeln zu lassen.“ Auch Marcelo Borges ist klar, dass Boa Vista sich durch den Einfluss des Bergwerks verändern wird und in Zukunft noch mehr Rohstoffe abgebaut werden: „Das ist das Risiko mit dem die Leute leben, so nah am Bergwerk. Die Zukunft mit Bergbau sieht genau so aus.“ Trotzdem gibt Claudinete sich kämpferisch: „Unser Land ist kontaminiert und das Wasser verschmutzt. Aber wir werden bleiben, auf unserem Land. Und wir werden die anderen Quilombos bei ihrem Kampf um Land unterstützen.“

Der Rio Trombetas liegt spiegelglatt in der Abendsonne. Manduca blickt von seinem Hausboot, das am Ufer von Boa Vista liegt, über den Fluss. Doch weit reicht sein Blick nicht. Ein riesiges Containerschiff liegt hell erleuchtet nur ein paar Meter entfernt mitten auf dem Wasser – bereits seit über einem Jahr. Beladen mit tonnenweise Bauxit und einer philippinischen Besatzung. Es gab Probleme mit der Ladung, deswegen dürfe das Schiff nicht weiterfahren. Alle Beschwerden vonseiten der Quilombolas und auch des Bergbauunternehmens führten ins Leere, bisher gab es keine Lizenz vom Staat zur Weiterfahrt. „Wir haben hier keine Ruhe mehr“, beschwert sich Manduca. „Erst dieser Hafen mit dem regelmäßigen Schiffsverkehr und dann noch dieses gestrandete Riesenschiff, dessen Horn ständig in ohrenbetäubender Lautstärke erschallt. Auch am späten Abend und mitten in der Nacht.“ Das Horn informiert die Besatzung unter anderem darüber, dass sie abgeholt werden. „Beispielsweise um ins Bordell zu gehen. Nur 45 Minuten mit dem Boot von hier hat eine Dame ein Haus gekauft und es zu einer Bar mit Bordell umfunktioniert. Wir haben uns schon bei allen möglichen Stellen beschwert – unsere Kinder gehen dort in der Nähe zur Schule!“, ruft Manduca verärgert. „Vergewaltigung ist hier langsam Gang und Gäbe. Im Bergwerk arbeiten überwiegend Männer und sie haben jetzt auch über Land einen Weg in den Quilombo gefunden. Wir kennen sie nicht. Weder die Bergwerks-Arbeiter noch die Philippinos“, sagt Manduca, der zwei Töchter hat. Das Schiffshorn ertönt, im Dunkeln fahren drei Motorboote in Richtung Containerschiff. Manduca winkt ab, dreht seinen Rollstuhl so, dass er mit dem Rücken zum Schiff steht und zündet eine Kerze auf dem wackeligen Holztisch an.

5.2 Mãe Domingas: Alleingelassen

Boa Vista ist das Negativbeispiel für die anderen Quilombos am Fluss Rio Trombetas, besonders für die, die ihren Eigentumstitel noch nicht erhalten haben. Wie Mãe Domingas, ein Quilombo flussaufwärts, ungefähr drei Stunden mit dem Motorboot von Boa Vista entfernt. Den Namen erhielt das Dorf von der Sklavin „Mutter Domingas“, die bei einem Ausflug mit ihren Herren in den Fluss sprang und in den Wald floh. „Sie war eine richtige Quilombola, eine Kämpferin“, erzählt Aluizio Silvério, Vorsteher von Mãe Domingas, der viele Geschichten kennt, die sich hier abspielten. „Als die meisten Quilombos noch hinter dem Wasserfall Cachoeira Portela versteckt lagen, wo auch heute noch viele Indigenenstämme sind, war es schwierig für sie, Einkäufe zu erledigen. Sie wurden ja gesucht und verfolgt. Sie sind meist versteckt tagelang durch den Wald bis ins weit entfernte Santarém gegangen, die einzige Stadt damals. Zurück ging es auf dem Wasser, nachts.“ Aluizio streicht sein azurblaues Hemd glatt, das er sich vor dem Gespräch schnell übergezogen hat. „Sie hatten viele Spione und ausgeklügelte Kommunikationssysteme. Sie haben zum Beispiel Äste, die auf eine bestimmte Weise markiert waren, den Fluss entlang geschickt, als Nachricht, wo sich die Weißen befanden. Leider weiß ich nicht genau, wie das aussah, aber es ist beeindruckend.“

Um dieses Land, das so reich an Geschichten ist, kämpft Aluizio seit 14 Jahren. Im letzten Jahr hat das INCRA endlich das genaue Territorium offiziell festgelegt. „Aber auch nur, weil wir mit über hundert Leuten einen Protestmarsch in Santarém gemacht haben“, sagt Claudinete von ARQMO. „Zehn Jahre ist der Prozess beim INCRA liegengeblieben. Wieso klappt in diesem Land alles nur mit Druck?“ Langsam sind alle des Kampfes müde, doch der Prozess ist noch lange nicht zu Ende. Auch Raquel Araújo Amaral vom INCRA Santarém ist es leid: „Das Problem ist, dass dieser Quilombo nicht nur in einem Naturreservat liegt, sondern es dort auch viele Rohstoffe gibt und dementsprechend viele Parteien, die an dem Land interessiert sind. Es ist ein typisches Beispiel für diese Region.“ Aber warum dauert es so lange? „2003 haben wir mit den Untersuchungen begonnen. Dann fehlten uns lange Zeit Arbeitskräfte, besonders Anthropologen, danach Geld, um sie dorthin zu schicken. Jetzt haben wir ja endlich alles von unserer Seite aus abgeschlossen, aber es ist immer noch nicht klar, ob der Quilombo das Land zugeteilt bekommt und wenn ja, wieviel.“ Raquel Araújo seufzt. „Jetzt heißt es Staat gegen Staat, zwei Ministerien treten quasi gegeneinander an. Nach der Verfassung haben die Quilombolas Recht auf ihr Land, aber da sich darüber ein Naturreservat gestülpt hat, ist das Land nicht einfach zu vergeben.“ Der nächste Schritt ist, dass Marcelo Borges und sein Team von

ICMBio sich mit den Quilombolas zusammensetzen und eine Lösung diskutieren. „Sollte es zu keiner Einigung kommen, wird gerichtlich entschieden – und das dauert“, sagt Raquel Araújo. Marcelo Borges erklärt das Vorgehen seines Teams: „Wir analysieren, wie relevant das entsprechende Gebiet aus Sicht des Umweltschutzes ist und wie es von den Quilombolas genutzt wird. Das Ergebnis in diesem Fall: Es ist ein Gebiet von großer Wichtigkeit. Hier gibt es Paranussbäume, Holz, Fische, Schildkröten. Wenn das Land den Quilombolas überschrieben wird, riskieren wir das Aussterben der Tiere und das Abholzen der Bäume.“ Marcelo Borges bezieht sich auf andere Quilombos in der Region in denen dies bereits geschah. Die Dörfer bekamen ihr Land überschrieben und kurz darauf kamen Holzfäller und Unternehmer und gaben den Dorfvorstehern Geld, um in dem Gebiet frei handeln zu können. „Nicht alle Vorsteher sind vorrausschauend und standhaft. Einige sind auf das Geld aus, andere verlegen die Sorgen einfach auf später. Dann gibt es noch diejenigen, die Pro-Bergbau, Pro-Abholzung sind“, sagt Carlos Printes aus Boa Vista, der seit Jahren Quilombos berät. „Es ist nicht einfach, ihnen zu vermitteln, dass eines Tages das Geld aufgebraucht und der Wald abgeholzt sein werden. Wie sieht dann die Zukunft aus?“

Das ist der Grund, aus dem Aluizio Silvério darauf hofft, dass die Kontrollstation von ICMBio auch im Fall einer Landübertragung dort bestehen bleibt. „Es würde zu einer regelrechten Invasion kommen, sobald öffentlich wird, dass das Land uns gehört. Damit würden wir nur schwer fertigwerden und es würde viele Konflikte im Quilombo verursachen“, sagt er. Da Quilombo-Land immer Gemeinschaftsland ist, muss alles kollektiv entschieden werden. „Dazu noch das Bergwerk, das immer näher rückt.“ Allerdings wird es nicht einfach werden, die Umweltstation dort zu halten. Sobald das Land nicht mehr in ihren Zuständigkeitsbereich gehört, ziehen sie sich zurück. „Die Regierung verleiht den Eigentumstitel und das war’s dann“, sagt Rogério de Oliveira Pereira aus dem Quilombo Tapagem in der Nähe. Er engagiert sich bei ARQMO und beschäftigt sich stark mit der Landfrage. „Sobald der Titel verliehen wird, sind die Menschen dort komplett auf sich gestellt. Der Staat zieht sich völlig zurück. Das begünstigt natürlich Geschäfte mit Unternehmen, Holzfällern und Großgrundbesitzern“, sagt er und fügt hinzu: „Manchmal ist das Territorium so groß, dass es nicht ständig komplett überwacht werden kann. So können illegale Holzfäller einfach ihre Arbeit verrichten.“ Damit hat niemand gerechnet. „Wir dachten, der Eigentumstitel führe uns auch zu Bildung, Gesundheit, Landwirtschaft, Abnahme unserer Produkte – zu einer Anwesenheit der Politik, dazu gesehen zu werden. Leider ist dem nicht so. Viele vergessen beim eisernen Kampf um ihr Land, dass sie auch um diese Rechte kämpfen müssen. Aber es geht ja auch nicht alles auf einmal“, sagt Rogério.

„Früher war das Leben hier anders. Im Winter haben wir Paranüsse geerntet, heute gibt es kaum noch welche. Ach, und Schildkröten gegessen – eine Delikatesse. Aber das dürfen wir ja nicht mehr“, sagt Aluizio seufzend. „Die Schildkröten haben wir während der Trockenzeit am großen Strand hier in der Nähe aufgesammelt. Jetzt gibt es kaum noch welche.“ Dies ist ein Faktor, den Marcelo Borges und das ICMBio sehr beunruhigt: „Wir schützen die Amazonas-Schildkröten und versuchen die Population wieder zu vergrößern. Aber solange die Quilombolas sie essen, ist das nur schwer möglich. Wir arbeiten heute nur noch mit zehn Prozent dessen, was es zu Beginn unserer Aktivität 1979 gab.“ Seine Mitarbeiter bewachen während der Brutzeit und kurz danach Tag und Nacht die Schildkröten. Aluizio sieht die Schuld dafür nicht bei den Quilombolas: „Wir leiden doch auch darunter, dass es kaum mehr Schildkröten gibt. Und früher gab es sie in Massen, obwohl wir sie gegessen haben. Natürlich gibt es auch Menschen hier, die sie nicht nur zum Eigenbedarf fangen, sondern auch zum Verkauf anbieten“, gesteht er ein. „Aber das Hauptproblem ist das Bergwerk. Seit die Schiffe hier auf und ab fahren, kommen die Schildkröten kaum mehr flussaufwärts. Sie sind sehr sensibel.“ Auch Marcelo Borges gibt zu, dass die Quilombolas nicht die einzigen Schuldigen sind: „Natürlich gibt es viele Faktoren, die hier mitspielen: Klimaveränderungen, die Schiffe, der Hafen. Es gibt leider noch keine Studien darüber, wer die Hauptschuld trägt.“

Der Kampf um die Schildkröten und Paranussbäume spielt eine entscheidende Rolle im Kampf ums Land. Dieser ist für Aluizio wichtiger denn je, weil jetzt ein Projekt, das jahrelang liegengeblieben ist und nicht weiterverfolgt wurde, nun wiederaufgenommen wird: ein Staudamm am Wasserfall Cachoeira Portela, ganz in der Nähe. Seit den 80ern ist das Projekt in Planung, die aktuelle Regierung möchte es nun durchsetzen. „Wäre es eine gute Regierung, hätte sie uns längst das Land übertragen. Denn es ist unser Recht! Diese Politiker in Brasilien regen mich auf. Alle korrupt“, Aluizio schlägt mit der Hand auf den Tisch. „Wenn dieses Land unseres wäre, müsste ein Teil der Royaltys dem Quilombo zugutekommen, denn sie benutzen unser Land, unser Wasser und verschmutzen es. Aber nicht einmal in Boa Vista bekommen sie Geld.“ Royaltys sind Abgaben, die das Unternehmen dem Land, Bundesstaat, Munizip oder dem Landeigentümer zahlt, um dort den Rohstoff abbauen zu können. Er wischt sich den Schweiß ab und atmet tief durch. Etwas ruhiger sagt er: „In 40 Jahren oder so, wenn das Bergbauunternehmen mit der Arbeit fertig ist, bekommen wir mit Sicherheit das Land überschrieben. Land, auf dem es nichts mehr gibt. Totes Land.“

6. Minas Gerais: Der urbane Quilombo Pinhões

Ende des 17. Jahrhunderts wurden im Südosten Brasiliens, im heutigen Bundesstaat Minas Gerais, Gold und Diamanten gefunden. Dadurch kamen die Sklaven von den Küstengebieten ins Landesinnere. Der Reichtum aus den Minen ließ die Städte aufblühen und löste einen Bevölkerungsboom aus. Minas Gerais wurde zum wirtschaftlichen Motor des Kolonialreichs.

Bis heute lockt der Bundesstaat Gold- und Diamantensucher genauso an wie internationale Bergbauunternehmen und Agrarkonzerne. Ein großes Problem für die vielen Quilombos. Mittlerweile wurden um die 800 identifiziert, jedes Jahr steigt die Zahl. Kein Quilombo hat die Landrechte für das von ihnen bewohnte Land erhalten, die wenigstens sind überhaupt offiziell vom Staat als Quilombos anerkannt. „Das ist ein staatliches Problem, in Minas Gerais fehlt es schlichtweg am Interesse der Politik. Das Agrobusiness ist hier sehr mächtig, genauso wie die Bergbauunternehmen. Das Land ist wertvoll und fast alles wurde schon unter der Hand vergeben. Die Menschen, die darauf leben, werden vertrieben, in die Ecke gedrängt. Ihre Anträge liegen seit Jahren unbearbeitet beim Ministerium“, erklärt Maria Elisabete Gontijo dos Santos, Präsidentin der Organisation CEDEFES (Centro de Documentação Eloy Ferreira da Silva – Dokumentationszentrum Eloy Ferreira da Silva), die sich für die Quilombolas in Minas Gerais einsetzt. „Seit Präsident Temer an der Macht ist, verschlimmert sich alles. 60 Prozent der Ausgaben für die Quilombolas wurden gekürzt. Alle möglichen Stellen, die mit uns zusammenarbeiten schließen. Wir wissen nicht mehr an wen wir uns wenden können.“

Die meisten Quilombos in Minas Gerais liegen versteckt, mit schwierigem Zugang. Der Quilombo Pinhões ist eine der Ausnahmen. Seit April 2017 ist er offiziell anerkannt. Allerdings sind viele Traditionen mit der Zeit verschwunden. Der Hauptgrund dafür ist seine Lage: Pinhões liegt in der Metropolregion von Belo Horizonte, Hauptstadt des Bundesstaats Minas Gerais, und mittlerweile fast in der 200.000-Einwohner Stadt Santa Luzia. „Pinhões wurde förmlich von Santa Luzia verschluckt“, sagt Maria Elisabete von CEDEFES. Die Organisation, die von dem deutschen Hilfswerk Misereor unterstützt wird, begleitet und berät in Minas Gerais Quilombos beim Kampf um ihr Territorium, fertigt Karten und Statistiken an und organisiert Netzwerktreffen.

Dass die Quilombolas von Pinhões das Territorium, das sie seit mehr als hundert Jahren bewohnen, zugeschrieben bekommen, ist unwahrscheinlich. Hier befinden sich mittlerweile Hochhäuser mit teuren Wohnungen und sogar Gated Communities. „2.000 Hektar Land gehören den Quilombolas. Dort wo die Häuser anderer stehen. Sie haben Dokumente darüber, es ist al-

les geregelt – eigentlich“, sagt Maria Elisabete und mit lauter Stimme fügt sie hinzu: „Wie sollen die Menschen sich durchsetzen? Unsere Politik bevorzugt doch die Reichen. Und die müssten dann ja vertrieben werden.“

Die Vorfahren der Quilombolas von Pinhões arbeiteten als Sklaven in dem nahegelegenen Kloster Macaúbas und auf dessen Ländereien. Nach Abschaffung der Sklaverei 1888 bekamen die Sklaven zusammen mit der Freiheit ein Stück Land zugeteilt, auf dem sie sich niederließen. Die Region ist sehr fruchtbar, sodass nach und nach reiche Großgrundbesitzer Plantagen anlegten. Die ehemaligen Sklaven hatten sie nicht gern in der Nachbarschaft und versuchten sie zu vertreiben – sogar mit Waffengewalt. Nur einige wenige leisteten bis zuletzt Widerstand.

Heute sind von den 4.500 Einwohnern von Pinhões nur noch 570 Quilombolas. „Wir sind quasi ein Dorf im Dorf. Diejenigen, die wirkliche Quilombolas sind, von den ehemaligen Sklaven abstammen und ihre Traditionen bewahren, leben verstreut unter denjenigen, die nichts mit uns zu tun haben“, erklärt Maria Helena, Präsidentin des Quilombos. „Und was macht unsere Munizipalregierung? Sie urbanisiert weiter. Es sind noch mehr Hochhäuser und Gated Communities geplant. Was wird dann aus uns?“

6.1 Maria Helena: Das Erbe der Frauen

Maria Helena zupft ihr weißes T-Shirt zurecht. Auf ihrer Brust prangt in schwarzen Buchstaben „Associação Cultural das Mulheres Quilombolas de Pinhões“ (Kulturverband der Quilombola-Frauen von Pinhões). In Pinhões spielen die Frauen seit jeher eine wichtige Rolle. Sie halten die Gemeinschaft zusammen und die Traditionen am Leben – noch. „Mit unserem Verband ehren wir die Kämpferinnen von früher. Die Männer arbeiteten den ganzen Tag und normalerweise blieben die Frauen zu Hause, kümmerten sich um Haushalt und Kinder. Nicht in Pinhões. Schon immer waren die Frauen hier aktiv und unabhängig“, erzählt Maria Helena, Präsidentin des Quilombos. Der Stolz in ihrer Stimme ist unverkennbar. „Die Frauen hier fertigten traditionelle Tontöpfe und bauten Gemüse und Obst an. Das verkauften sie dann auf dem Markt in Belo Horizonte. Als sie abends zurückkamen, hatten sie immer Schmutzwäsche dabei, die sie für die Reichen wuschen und beim nächsten Mal wieder mitnahmen. Bis in die Stadt ist es weit, die Frauen gingen zuerst zu Fuß, die Töpfe und Lebensmittel auf dem Kopf gestapelt. Kilometer um Kilometer“, Maria Helena fährt sich durch die schulterlangen Haare. „Meine Mutter war auch dabei. Ihre Töpfe auf dem Kopf. Wenn sie nicht alle verkauft hatte, tauschte sie sie, zum Beispiel gegen Stoff für Kleidung.“

Später fuhren die Frauen per Anhalter auf Ladeflächen mit. Schließlich gelang es ihnen, einen Bus zu organisieren. Nach jahrelangem Kampf kaufte ein Mann aus dem Ort einen Bus und fuhr die Frauen von nun an in die Stadt. Die Buslinie gibt es heute noch. „Ich erinnere mich genau an die Zeit als der Bus neu war. Damals war ich noch ein Kind.“ Heute ist Maria Helena 55 Jahre alt, die Erinnerung lässt ihre schwarzen Augen leuchten. „Wenn wir die Hupe hörten, rannten wir aus dem Haus. Wir fanden es so schön, den bunten Bus ankommen zu sehen mit dem chaotischen Gepäck auf dem Dach: saubere Wäsche, Früchte, frischgebackenes Brot und die Tontöpfe.“ Sie schaut in eine unsichtbare Ferne.

Wir sitzen auf der Bank vor ihrem kleinen Haus in einer ruhigen Straße. Gegenüber hört eine ältere Dame zu, ebenfalls auf einer Bank vor ihrem Haus sitzend. Nun winkt sie uns herüber. Dona Marta, die in dem einfachen Haus wohnt, bittet uns hinein – und dann wieder hinaus. In ihrem kleinen Garten steht ein großer Lehmofen, der beinahe auseinanderfällt. Das Haus ist von Tontöpfen, -schalen, -bechern und -tellern übersät. Dona Marta ist mit ihren 82 Jahren die letzte, die in Pinhões traditionell töpft. Sie hat es von ihrer Mutter gelernt und auch an ihre Kinder weitergegeben. Aber heute ist es noch schwieriger, damit Geld zu verdienen.

„Ich liebe das Töpfern. Es ist etwas das ich kann und das echt quilombola ist“, sagt sie und nimmt sich einen Tonbrocken von dem niedrigen Holztisch. „Seit 40 Jahren mache ich Tontöpfe. Ich bin damit aufgewachsen und habe es von meiner Mutter gelernt. Die Töpfe habe ich für alles benutzt. Als meine Kinder klein waren, habe ich sie sogar mit Decken in einen großen Topf gelegt – ich hatte kein Kinderbett.“ Sie lacht schallend. Der Brocken ist in ihren flinken Händen zu einer Schale geworden. „Wenn ich damit aufhöre“, sagt sie und hebt das Tonkunstwerk hoch, „wird es hier keine traditionelle Töpferei mehr geben. Wir werden nicht unterstützt. Ich bräuchte einen neuen Ofen, habe aber kein Geld dafür. Die Präfektur fördert unsere Tradition nicht.“ Dona Marta bot an, Kurse in der örtlichen Schule zu geben – dies lehnte die Direktorin ab.

Unterstützung erhält sie vom Frauenverband. „Wir organisieren ab und zu Workshops. Die dürfen wir im Gemeindehaus der katholischen Kirche abhalten“, erklärt Maria Helena. „Das sind die einzigen, die uns unterstützen. Auch für unsere Versammlungen und Feste dürfen wir den Raum nutzen, genauso wie für Tanz- und Capoeira-Kurse. Wie könnten wir anders dafür sorgen, dass unsere Traditionen bestehen bleiben?“ Im Quilombo Pinhões wird das immer schwerer. „Die Zugezogenen respektieren unsere Kultur nicht“, sagt Maria Helena. „Sie nehmen nicht an unseren Festen teil und stören sie sogar indem sie noch lautere Musik machen oder mit dem Auto durch unsere Prozession fahren.“ In der Schule werden die Quilombola-Kinder ge-

mobbt, viele Menschen verleugnen ihre Herkunft.

„Einige meiner Brüder und Schwestern schämen sich, von Sklaven abzustammen“, sagt Maria Helena. „Dabei ist es doch etwas, auf das wir stolz sein können. Unsere Vorfahren waren Kämpfer.“ Dona Martas Handwerk findet nur außerhalb Zuspruch. „Ich werde oft für Kurse eingeladen und bin sogar schon in andere Bundesstaaten gereist. Dort interessiert es die Menschen. Hier stirbt die Tradition langsam aus.“

Traditionelle und moderne Welt können bis zu einem gewissen Grad nebeneinander existieren. Die Traditionen sind das Besondere, sie binden Menschen an einen Ort. Aber immer mehr verlassen ihren Quilombo und ziehen in die Städte. „Sie tragen weiterhin diese Traditionen in sich, auch wenn sie sie verleugnen. Sie werden immer Quilombolas bleiben“, sagt Maria Helena. „Allerdings sorgen sie dafür, dass ihr Quilombo langsam ausstirbt.“

6.2 Edson: Kampf um Capoeira

Das Trommeln und Klatschen dringt bis auf die Straße. Nun setzt der Gesang ein. Durch das quadratische Fenster sieht man Köpfe im Takt wiegen, ab und zu tritt ein Fuß dazwischen in die Luft. Über die Musik hinweg brüllt jemand Anweisungen. Capoeira-Meister Edson spornt seine Kids an. Fast jeden Tag gibt der 40-Jährige Unterricht. Gerade ist es eine Kindergruppe. Die Kids stehen im Kreis, klatschen und singen. Ein Junge mit Locken schlägt auf eine große Trommel, sein Nachbar gibt den Takt mit dem Berimbau vor. Dieses brasilianische Instrument besteht aus einem gebogenen Holzstock, an dessen beiden Enden ein Draht als Saite befestigt ist und einem aufgeschnittenen, ausgehöhlten Flaschenkürbis, der als Resonanzkörper am unteren Drittel des Bogens über Saite und Bogen befestigt wird. Ein Mädchen und ein Junge drehen sich in der Kreismitte tänzerisch umeinander. Plötzlich kickt sie in Richtung seines Kopfes, er duckt sich schnell und setzt kurz darauf zum Angriff an. Der akrobatisch-kämpferische Zweikampf wird immer schneller. Sie treffen sich aber nie.

„Das ist Capoeira“, erklärt Edson und wischt sich den Schweiß von der Stirn. „Dabei geht es nicht ums Gewinnen, es geht um die Sache an sich. Um Gruppendynamik, um Respekt, um Emotion.“ Und um Tradition. Denn Capoeira ist eine brasilianische Tanz-Kampfkunst, die von den afrikanischen Sklaven praktiziert und weiterentwickelt wurde. Brasilianische und afrikanische Einflüsse verschmelzen darin. Edsons Capoeiraschule, ein einfaches grün gestrichenes Steinhaus mit einem einzigen Raum, befindet sich im Quilombo Pinhões also an genau dem richtigen Ort. Dies verneint er. „Die Capoeira-Tradition, die es hier einmal gegeben hat, war ausgestor-

ben. Erst seit 1999 gibt es hier wieder Unterricht“, erklärt er. „Das ist aber erstaunlich bei so viel Gegenwind.“

Wie kann das sein? Capoeira kommt aus den Quilombos, ist ur-brasilianisch und einer der kulturellen Exportschlager nach Europa und in die USA. „In 150 Ländern ist Capoeira präsent und dort sehr beliebt. Nur in seinem Mutterland wird sie nicht anerkannt“, sagt Edson. „Wir werden für Kurse ins Ausland eingeladen und bekommen dort Titel verliehen, in Brasilien erhalten wir keine Unterstützung.“ Er setzt sich auf die flache Stufe am Eingang der Schule. „Jeden Tag kämpfe ich aufs Neue, damit ich meine Schule erhalten kann. Die Präfektur unterstützt mich nicht, genauso wenig wie ein Großteil der Bevölkerung hier. Von meinen Schülern muss ich darum einen kleinen Beitrag verlangen, auch wenn ich weiß, dass sie und ihre Familien selbst nicht viel haben.“ Seit 15 Jahren gibt es im Bundesstaat Minas Gerais keinen Capoeira-Verband mehr, von der Regierung sei auch nichts zu erwarten. „Stattdessen wird in Tischtennis investiert“, sagt Edson, der im Capoeira-Verband aktiv war.

Für ihn ist es nicht nur eine Diskriminierung des Sports, sondern auch der afrobrasilianischen Kultur. „Zur Capoeira gehört genauso die afrobrasilianische Geschichte, die Geschichte der Quilombolas. Die Geschichte, über die niemand hier spricht, die aber zu unserem Leben gehört.“ Edson steht auf. Kurz darauf kommt er mit einem Stapel Papiere zurück. „Die Kinder müssen bei mir Prüfungen machen, damit sie es ernst nehmen und mir auch zuhören. In der Schule lernen sie nämlich nichts über diesen Teil der brasilianischen Geschichte, über den für sie wichtigen Teil. Das steht nicht im Lehrplan.“ Edsons Ziel ist es, ein Bewusstsein für die afrobrasilianische Geschichte zu schaffen und die Tradition zu bewahren. „Früher haben mein Großvater und mein Vater die Geschichte von Pinhões weitergetragen, heute bin ich es.“ Außerdem möchte er den Kids Werte mitgeben und Kampfgeist „in dieser komplizierten Welt von heute“, wie er sagt. Die älteren Schüler unterstützen ihn dabei, genauso wie seine Familie. Das war nicht immer so.

„Als ich mit Capoeira anfang sagte mein Vater: ‚Das ist doch nur was für Herumtreiber. Mein Sohn macht so etwas nicht.‘ Er hat es mir verboten. Aus Angst, ich könnte deswegen Ärger bekommen oder keinen Job. Ich habe trotzdem weitergemacht. Das war nicht leicht.“ Heute machen seine Cousins fast alle Capoeira. Edson kommt aus einer traditionellen Quilombo-Familie, seine Mutter töpferte so lange sie konnte und verkaufte die Töpfe und nun gehört auch die Capoeira dazu. „Wir sind bei allen Aktivitäten dabei: helfen bei Festen mit, singen und musizieren in der Kirche, erhalten die Tradition.“

Im Quilombo muss er sich gegen die Zugezogenen durchsetzen. Die Direktorin verbietet Capoeira in der Schule, es darf auch keine AG geben. Meh-

rere Kinder mussten schon seine Kurse verlassen, da ihre Familien der evangelikalen Kirche angehören und die Capoeira nicht gutheißen. „Ich rede und rede und rede. Versuche ihnen zu erklären was Capoeira ist. Aber sie hören nicht einmal richtig zu.“ Edson streicht sich über die kurzrasierten Haare. „Einen kleinen Erfolg habe ich trotzdem: Immer mehr Mädchen und Frauen kommen zum Unterricht.“ Das sei wichtig für die Gruppe und auch den Quilombo. „Capoeira wird stark diskriminiert, genauso wie wir. Aber wir geben nicht auf und leisten weiter Widerstand, das liegt in unserem Blut.“

7. Ausblick

In Brasilien gibt es immer mehr Quilombos, denn immer mehr Gemeinschaften werden in den Bundesstaaten mit dem offiziellen Zertifikat versehen. Gleichzeitig werden ihre Rechte in der letzten Zeit wieder beschnitten. Aktuell steht das Recht auf Land infrage, was einen großen Rückschritt im Kampf der Quilombolas bedeuten würde. Daran ist zu sehen, wie sehr das Leben dieser Menschen von der Politik abhängt. Für die Präsidentschaftswahlen 2018 sind die Prognosen in dieser Hinsicht negativ, denn bisher setzt sich kein Kandidat für die traditionellen Völker und die arme Bevölkerung des Landes ein.

Schlimmer noch, mit Jair Bolsonaro, der im Vale do Ribeira seine Kindheit verbrachte, gibt es einen homophoben und extrem rassistischen Kandidaten. Der amerikanische Journalist Glenn Greenwald bezeichnete den Kongressabgeordneten als „den frauenfeindlichsten, hasserfülltesten gewählten Funktionär der demokratischen Welt“. Im April 2017 sagte Bolsonaro in einer Rede in Rio de Janeiro, dass er, würde er 2018 gewählt, alle Territorien von Indigenen und Quilombolas abschaffen würde: „Es gäbe nicht einen Zentimeter mehr für Indigene oder Quilombolas. Unter dem Land der Indigenen liegt ein enormer Reichtum. Das müssen wir ändern.“ Danach sprach er über die Quilombolas: „Ich war in einem Quilombo. Sie tun nichts! Ich glaube, sie eignen sich nicht einmal mehr zur Fortpflanzung. Und pro Jahr werden mehr als eine Milliarde Reais für sie ausgegeben.“ Nach dieser Aussage verurteilte ihn die Bundesanwaltschaft in Rio de Janeiro im Oktober 2017 zu einer Schmerzensgeldzahlung von 50.000 Reais (umgerechnet 12.580 Euro). Das war nicht das erste Mal. Er ist für seine äußerst konservativen, provokativen und rassistischen Ansichten und Äußerungen bekannt. Und ein ernstzunehmender Kandidat für die Präsidentschaftswahlen 2018.

Trotz all dieser Rückschritte in der brasilianischen Sozial- und Umweltpolitik und der wieder geringer werdenden finanziellen und juristischen Unterstützung für die traditionellen Völker, lassen die Quilombolas sich nicht unterkriegen.

Das Leben in den Dörfern wird sich weiter ändern. Denn natürlich möchten und sollen auch sie an der modernen, technologisierten Welt teilhaben. Dies bedeutet einen großen Spagat, den viele bereits erstaunlich gut hinbekommen. Auch wenn einige die Dörfer verlassen und teilweise neue Bewohner von außen hinzukommen – Verschiebungen, die es immer schon gab und bis zu einem gewissen Grad natürlich sind – bleibt ein harter Kern bestehen, der sich auch von Bergwerken und Staudämmen nicht vertreiben lässt. Die Verbindung zwischen Mensch und Land, und zwischen den Familien untereinander, ist größtenteils so stark, dass Viele nicht an einen Wegzug denken. Sie werden bereits in eine kämpferische Gemeinschaft hineingeboren und werden dazu erzogen, sich für sie einzusetzen. Dadurch gibt es mittlerweile vereinzelt gut ausgebildete Mitglieder sowie einige wenige Vertreter in Politik und Gesellschaft. Das wird in den nächsten Jahren mehr werden, auch wenn der Großteil ums Überleben kämpft, denn das Bewusstsein hierfür ist nun geschaffen. Die Quilombolas haben einen unfassbaren Überlebenswillen und können sich immer wieder neu den Gegebenheiten anpassen und auch in widrigen Umständen überleben. Sie werden noch lange bestehen bleiben.

8. Dank

Allen voran danke ich der Heinz-Kühn-Stiftung, besonders Ute Maria Kilian, die einen lange gehegten Wunsch haben wahrwerden lassen. Es ist ein Thema, das mir sehr am Herzen liegt.

Es ist nicht einfach, Kontakt zu Quilombos herzustellen oder solche zu besuchen. Einerseits, weil sie meist sehr isoliert und schwer zugänglich liegen, andererseits, weil sie misstrauisch Fremden gegenüber sind, aufgrund vieler schlechter Erfahrungen. Daher danke ich besonders für das mir entgegen gebrachte Vertrauen und das Herstellen von Kontakten: Regina Reinart (Misereor), Cristina Sosniski (INCRA), Padre Tomasz Gwiazda (CPT).

Ich danke dem Quilombo Porto Velho dafür, dass sie mich wie ein zurückgekehrtes Mitglied ihres Dorfes aufgenommen haben. Und natürlich allen Protagonisten und Gesprächspartnern für ihre Zeit, ihr Vertrauen und die tollen Einblicke. Besonders den Quilombolas, die mit mir gesprochen, geweint, gelacht haben.

Obrigada!